

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Sattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Zanker in Sattingen.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Bezirkes 15 Pfg. — Retiklen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ bei der Münch. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Bergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Münch. Lebensversich.-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt?

Die Generalversammlung des Bundes der Landwirte in Berlin ist glänzend verlaufen. Der Andrang war so groß, daß der gewaltige Zirkusbau nicht entfernt die Menge der Erschienenen fassen konnte, sondern, aus Gründen der Sicherheit von der Polizei gesperrt werden mußte. Der Bund hat also an verbender Kraft nicht verloren, sondern noch gewonnen, trotzdem der Not der Landwirtschaft im wesentlichen abgeholfen ist. Aber die Tonart ist eine andere geworden. Wenn früher dem kaiserlichen Tadel wegen der „sensationalen Agitation“ des Bundes von diesem das derbe „Wir bleiben die Alten“ entgegengestellt worden war; wenn das Wort gesprochen wurde: „Die Minister können uns sonst was!“, ja wenn sogar vor wenigen Jahren noch dem Fürsten v. Bülow der Vorwurf gemacht wurde, „er sei einmal als Vorleser verkehrt worden“, so ist das alles anders geworden. An die Stelle des lauten Schlachtrufes sind Vertrauen und Anerkennung getreten. Der Bund hat sein Schwert in die Scheide gesteckt; er sorgt jedoch dafür, daß es scharf bleibt, und daß es jeden Augenblick als kriegstüchtige Waffe geschwungen werden kann, wenn es wieder einmal not tun sollte. Nichts ist charakteristischer für die Wandlung als die Tatsache, daß Herr v. Bodbielski als hochgeachteter Gast eine von endlosem Jubel und Händeklatschen begleitete Rede halten konnte, obwohl die Zeit noch nicht gar so weit zurückliegt, in der das Tischtuch zwischen dem Landwirtschaftsminister v. Bodbielski und dem Bundes der Landwirte zerschnitten ward. Bodbielskis Rede bildete den Höhepunkt der bündlerischen Veranstaltung im Zirkusbau. Die schlichte Art, in welcher der Redner zur Treue zu Kaiser und Reich und zur Liebe zur Landwirtschaft ermahnte, mit der er betonte, daß jeder treuen Arbeit ihr Lohn würde, und daß die Männer und Frauen der Landwirtschaft in diesem Sinne ihre Kinder erziehen möchten, auf daß ein Geschlecht erstünde, das das geliebte deutsche Vaterland zu dem blühendsten aller Länder erhöhe, da kannte der Jubel keine Grenzen mehr, ein Beifallssturm jenseitigen durchbrauste das Haus.

Ziemlich unvermuteterweise geben plötzlich die Angelegenheiten der Balkanhalbinsel neuen Anlaß zur Beunruhigung. Die Frist des Ablaufs der von den Mächten seinerzeit mit der Pforte getroffenen Vereinbarungen über Mazedonien rückt näher, ohne daß es bisher gelungen wäre, zu einer neuen Verständigung zu gelangen. Der Sultan zeigt sich durchaus abgeneigt, sich allmählich mit Hilfe der Reformmaßnahmen aus diesem seinem Besitze verdrängen zu lassen; er wünscht vielmehr begreiflicherweise, auf einem weniger gefährlichen Wege eine Besserung der Lage

in Mazedonien herbeizuführen. Das beste Mittel dazu erblickt er nicht mit Unrecht in der Förderung des Verkehrswezens in seinem Reiche, und zu diesem Zwecke scheint er den Wünschen Oesterreichs auf Fortsetzung seiner Bahnlinien durch die Balkanländer entgegengekommen zu sein. Diese Haltung des Sultans hat indessen Mißstimmung in Rußland und Italien, die bisher mit Oesterreich zusammengingen, hervorgerufen und kann möglicherweise zu weiteren Entwicklungen Anlaß geben. Da indessen Oesterreich zu dem Bau der neugeplanten Eisenbahnen bereits durch den Berliner Vertrag von 1878 ermächtigt worden ist, ist anzunehmen, daß schließlich der Sultan seinen Willen durchsetzen wird.

In den geschäftlichen Kreisen der französischen Hauptstadt wird in neuerer Zeit das Bedürfnis nach einer Einrichtung empfunden, welche geeignet wäre, die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich zu fördern. Seit längerer Zeit besteht in Paris eine englische Handelskammer, welche nicht unwesentlich an dem Zustandekommen des französisch-englischen Bündnisses mitgewirkt hat, neben einer Reihe anderer ausländischer Handelsvertretungen. Es ist nun der Plan aufgetaucht, auch eine deutsche Handelskammer in Paris zu errichten. Es scheint indessen, daß dieser Gedanke bei den Regierungen auf Widerstand gestoßen ist. In deutschen amtlichen Kreisen hat man sich von jeher der Errichtung von Handelskammern im Auslande ablehnend gegenübergestellt.

Große Freude hat den Pariser den Besuch ihrer Stadt durch zwei Söhne unseres Kaiserpaars gemacht. Prinz Eitel Friedrich weilte auf der Rückreise von Ostasien, Prinz Adalbert, der Seemann, auf der Reise zu seinem in den spanischen Gewässern anfernden Geschwader in der Weltstadt an der Seine, und beiden hat es gut dort gefallen. Nach diesen Vorboden rechnen gewisse Kreise auch bald auf einen Besuch des deutschen Kaisers selbst. Damit hat es allerdings gute Wege.

Ein Staatsanwalt über unsere Rechtsprechung.

In Dresden hielt in voriger Woche Staatsanwalt Dr. Wulffen einen Vortrag, der geeignet ist, seiner freien Tendenz wegen Aufsehen zu erregen. „Strafrecht und Strafprozeß ein Kunstwerk der Zukunft“ war das Thema, das der Redner behandelte. Er führte u. a. folgendes aus:

Bei unserem Strafprozeß vermißt man zu sehr das Gemüt. Mit Sentimentalität habe das nichts zu tun. Aber das nur Logisch-Juristische des römischen Rechts habe die

Weiterentwicklung des deutschen, das tiefer im Gemüt des Volkes wurzelt, sehr beeinträchtigt. Heute entbehren wir völlig des ethischen Moments in unserm Recht. Unsere Strafschlichter ringen mit dem Stoff und der Form. Es dürfe nicht handwerksmäßig verfahren werden. Weder künstlerisch empfunden sei es, noch entspreche es den Anforderungen des Gemüts, wenn jemand, der eine Spardbüchse erbricht, um sich zur Vinderung seiner Not 1 Mk. herauszunehmen, mit drei Monaten Gefängnis bestraft wird, während der Leichtsinrige, der die ganze Büchse mit 20 Mark stiehlt und das ganze Geld verprasst, nur 14 Tage Gefängnis zu erwarten habe. Das gleiche gelte für die Bestrafung eines Diebstahls im Rückfalle, auch wenn es sich nur um 50 Pfg. handele, mit Zuchthaus, oder wenn ein zwölfjähriges Kind, das sich eine gestohlene Rindertrompete schenken läßt, wegen Hehlerei bestraft werde. Die vom Gesetzgeber ausgeworfenen Mindeststrafen erwiesen sich in den weitesten Fällen als zu hoch. Strafmilderung sei ein Zeichen steigender Kultur. Nicht jedes oft vermeintliche Recht dürfe mit einem mittelalterlichen Strafschäuf umgeben werden.

Dr. Wulffen zeigte sich auch als Freund der Geschworenengerichte, deren Wahrprüche sich immer mehr dem wirklichen Volksempfinden näherten, wodurch sie sich heute schon vor den Urteilen des Strafrichters auszeichnen. Künstlerische Prinzipien will Staatsanwalt Wulffen auch beim Bau moderner Gerichtsgebäude beobachtet sehen. Nur bei wenigen Gerichtsgebäuden ist dies bis jetzt ins Auge gefaßt worden, so beim Reichsgericht in Leipzig, beim neuen Berliner und Münchener Kriminalpalast. Vom neuen Dresdener Kriminalgericht, bei dem man eine Verbindung von Kirche und Burg künstlerisch verwirklichte, sagte er u. a.: Der Geist sozialer Versöhnung schwebt nicht in diesen Hallen, sondern ein mittelalterlicher Geist, der Gedanke der Rache. Ein Satiriker könne angesichts des dem modernen Geiste gar nicht entsprechenden Gebäudes sagen: „So voll mystischen Dunkels, so voller Zerreißung des natürlich Gegebenen, so düster und frei von Licht ist auch Eure ganze Justiz!“

Fürstlichkeiten, denen Trinkgelder angeboten wurden.

Man erzählt gar manche unterhaltende Geschichte von hervorragenden Persönlichkeiten, denen Trinkgelder angeboten wurden. Einige davon mögen hier folgen. Erzherzog Joseph von Oesterreich pflegte mit großem Stolz von einem Trinkgeld zu berichten, das er einmal erhalten hat. Seine kaiserliche Hoheit luftwandelte im Park seines Schlosses bei Triume, als ein Tourist ihn anredete und fragte, ob man wohl das Schloß besichtigen dürfe.

„Hm, damit wird die Lösung des Rätsels nicht gerade leichter“, warf Behrend ein.

„Nein. Und ich weiß ihm auch nicht recht beizukommen, denn ursprünglich nahm selbst Sven nicht die Partei, zu der er sich später bekannte. Der Vater Sven Doo starb gerade in dem Jahre, in dem die Vorsehung der Herzogtümer von Dänemark erreicht wurde, und mit meinem Vater ist denn auch Sven Stür für die Herrschaft des Augustenburger Herzogs eingetreten. Na, mein Vater hat zuerst daran getragene, daß sein Wunsch nicht erfüllt wurde, daß die Herzogtümer die preussische Provinz wurden. Der Stürhofer aber hat es vielleicht überhaupt nicht überwinden können oder hätte es erst allmählich fertig gebracht, wenn sich niemand um ihn und seinen Groll gekümmert, wenn man ihn ruhig sich selbst überlassen hätte. Das ist wohl leider nicht geschehen, und bei dem Charakter Stürs — hm, man kann wohl sagen: dem vieler Nordfriesen überhaupt — hat dann auch ein Liebeswerben keinen Erfolg gehabt oder — wenn Sie wollen — einen andern, als beabsichtigt war.“

„Den entgegengesetzten?“

„Ja, das denke ich mir. Ich war als Junge auch eine etwas störrische Natur, und wenn mich irgend was erregt hatte — so'n Bündel Unverstand wird ja bald einmal aus dem Häuschen gebracht — da half weder Peitsche noch Zügel. Nein, Zügel und Peitsche auch nicht. Es wurde weiter gemault — na, bis etwa eine Nacht dazwischen lag und der Trost im Schlafe so sachte verslogen war. So, meine ich, hätte man es mit dem Stürhofer auch machen sollen: nicht anrühren — ausschlagen, sich ernüchtern lassen. Und dann ruhig gleichmäßig weiter. Das verstand meine gute Mutter, und

An der Nordsee.

Erzählung von Dietrich Theden.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Zum erstenmal kam ihm der Einfall, doch einmal den jungen Tofohr über die nähere Geschichte des Stürhofes und seiner Bewohner zu befragen, und mit dem Gedanken reifte auch alsbald der Voratz.

Er nahm an, daß Jürs Tofohr sich selbst von der Wahlhandlung im Jelsenschen Krüge fern halten und demnach zu Hause sein würde. Zugleich bot wohl auch der Wahltag die beste Gelegenheit, die gewünschte Auskunft möglichst unauffällig zu erbitten.

So schulkerte er denn am Vormittage seine Sprungstange, um den Weg nach dem Tofohrschen Hofe in gerader Richtung über die Aeder zu nehmen, da er, wenn er dem Fahrwege hätte folgen wollen, einen beträchtlichen Umweg hätte machen und erst das Jelsensche Wirtschaftshaus passieren und nachher dorthin hätte zurückkehren müssen.

Kam er an einen der Gräben, die meist mit einem einfachen Anlaufe nicht zu nehmen waren, so setzte er die mit einer Stumpfrüde versehene Stange, die ein Einbohren und Festsitzen unmöglich machte, auf den Grund und schwang sich bequem hinüber. Desgleichen Hilfsmittels zur Abkürzung der Wege bedienten sich übrigens alle Einheimischen vom Pastor bis zum geringsten Arbeiter; es war typisch für die Gegend.

Jürs Tofohr, ein schlichter, ernster Mann am Ausgange der Zwanziger, empfing den Stürhofer mit ungeheurer Freundlichkeit und stand ihm bereitwillig Rede.

„Sind Sie noch im Zweifel zwischen Stür und meiner Wenigkeit?“ fragte er lächelnd.

„Das werden Sie kaum annehmen“, entgegnete Behrend. „Aber daß Ihr — und ja auch mein — Gegner heute ein etwas erhöhtes Interesse für mich hat, ist wohl nicht unversehentlich. Und also neugierig bin ich nicht einmal. Nur das möchte ich erfahren: was hat es mit der Herkunft Stürs auf sich — liegt darin — oder worin sonst — der Grund seiner Abneigung gegen uns?“

Tofohr ging eine Weile auf und ab und sann. Dann erklärte er mit einem Anfluge von Humor: „Na, als erblich belastet kann er wohl nicht gelten, wenigstens nicht nach der Seite seiner Dänenfreundschaft hin. Mein Vater hat manchmal mit mir darüber gesprochen, und von dem also weiß ich, daß früher gerade auf dem Stürhofe die Freude an der Dänenherrschaft nie recht groß gewesen ist. Einmal soll wohl einer der Stürbauern als erste Frau eine Jütländerin heimgeführt haben: aber die zweite Frau hat auch er sich aus dem eigenen Stamm geholt, wie es dann nach ihm alle gehalten haben. Ich glaube, die meisten haben sich zu ihrer Zeit mehr um ihren Boden als um die Politik bekümmert, aber als das aufhörte, da war es gerade Sven Edvard Stür, der Großvater, der sich nicht etwa zu den Dänen, sondern zu den Deutschgesinnten neigte, und — was noch merkwürdiger — nach ihm sein Sohn Sven Doo, der Vater des jetzigen Bauern, der sich sogar offen an der achtundvierziger Erhebung gegen die Dänenherrschaft beteiligte und bei Bau ziemlich schwer verwundet wurde. Sven Doo hat dann während der dänischen Gewaltherrschaft manche Unbill zu tragen gehabt, und von dem hat der Sohn Sven die Dänenliebe wohl nicht, von dem hätte er wohl eher das Gegenteil erben können.“

ein Mensch zur Hilfe, — wie ausgetrocknete Strohe und Stroh. Eine finstliche Nacht benüchelt sich das Mädchen. Er hat nicht vor ihren Augen unterzugehen; er, der sie

mitteilen, die sich nicht länger verheimlichen läßt, und ihr bangt vor dem Augenblick. Doch ob es die übergroße Schwäche ist, die die junge Frau noch umfassen hält, oder hat sie in dem

Denkprinzip. Ein Verhinderter der Natur zu sein, ist ein solches und heiliges

Ein einziger Schrei des Entsetzens! Was eigentlich borgeht, kann man nicht genau sehen, bogen ist es zu weit — das Geisteslicht spritzt hoch auf, alle Schatten fallen im Boob, es tritt leuchten — nicht, sie flüchten

Der Erzherzog bejahte nicht nur die Frage, sondern stellte sich dem Fremden als Führer zur Verfügung. Er geleitete ihn durch sämtliche Gemächer und gab überall die nötigen Erklärungen. Der Tourist war mit liebenswürdigen und wohlwollenden Führer so zufrieden, daß er ihm, den er für einen der Schlossgärtner hielt, beim Abschied freundlich auf den Rücken klopfte und ihm ein paar Gulden in die Hand drückte. Der Erzherzog steckte die Münzen dankend ein und ließ sie später fassen und einrahmen. Der eigenartige Wandschmuck erhielt die Unterschrift: „Dies ist das einzige Geld, das ich in meinem Leben verdient habe.“ — Der Kaiser Franz Joseph soll einst in Monte Carlo ein drolliges kleines Abenteuer erlebt haben, an das er sich gern erinnert. Auf einem Spaziergang, den der Kaiser ohne Gefolge unternahm, kam ihm ein Wagen entgegen, dessen Kutscher vollständig die Herrschaft über sein schwebendes Pferd verloren hatte. Franz Joseph eilte sofort dem Mann zu Hilfe, griff in die Zügel, und dem geübten Reiter und Fahrer gelang es bald das Tier in seine Gewalt zu bekommen. Der Kutscher war natürlich für die rechtzeitige Hilfe sehr dankbar und sprach: „Ich möchte mich Ihnen gern erkenntlich zeigen, bitte, steigen Sie in meinen Wagen, ich werde Sie umsonst nach Hause fahren.“ Der Kaiser lehnte die freie Fahrt mit freundlichen Dankworten ab. — Von unserem Kaiser wird auch eine amüsante kleine Geschichte erzählt, die sich kurz vor seiner Thronbesteigung zugetragen haben soll. Der Kronprinz ging allein durch die Königgräzerstraße, als ein Fremder ihn auf englisch anredete und nach dem Potsdamer Bahnhof fragte. Zu seinem Erstaunen erhielt der Fragende eine englische Antwort, der Kronprinz nahm ihn ins Schlepptau und führte ihn unter heiterem Geplauder bis zum Haupteingang des Bahnhofs. „Junger Mann, Sie gefallen mir“, sagte der Amerikaner beim Abschied und drückte seinem freundlichen Begleiter eine Mark in die Hand. Der Kaiser soll das Geldstück noch besitzen und die kleine Geschichte gern in vertrautem Kreise erzählen. — Ein Engländer fragte einst in Stockholm einen großen, ziemlich schäbig gekleideten, bebrillten Herrn nach dem National-Museum. Der Herr, der ziemlich gut englisch sprach, erbot sich, den Fremden zu begleiten, und zeigte sich als sehr unterrichteter und interessanter Cicerone. Als man vor dem Museum angekommen war, griff der Engländer in die Tasche, um seinem Führer ein Trinkgeld zu verabreichen, doch dieser wehrte lächelnd ab. „Es war mir ein Vergnügen“, sagte er, „ich bin der Kronprinz“. Es war der jetzige König von Schweden.

Der Verband der Bergarbeiter Deutschlands

veröffentlicht in der neuesten Nummer der „Bergarbeiter-Zeitung“ den Kassenbericht für das Geschäftsjahr 1907, beginnend am 1. Februar 1907 und abschließend mit dem 31. Januar 1908. Die Einnahmen betrugen 2 155 652,29 Mk. Die Ausgaben, die damit gleichlaufen, verteilen sich auf folgende Posten: Ortsvergütung und Zeitungsaboten 224 843,20 Mk., Verwaltungskosten 21 128 Mk., allgemeine Agitation und Bezirksleiter 98 028,80 Mk., Generalversammlung, Konferenzen, Sitzungen, Revisionen 28 614 Mk., Sterbegelder 66 060 Mk., Gemahregelten-Unterstützung 23 697 Mk., Streikunterstützung 98 739,20 Mk., Streikunterstützung an andere Verbände 16 200 Mk., Arbeitslosenunterstützung 5655,70 Mk., Kranenunterstützung 236 474,50 Mk., Projektkosten und Strafen 16 551,22 Mk., Rechtschutz (eigene Sekretariate) 32 225,24 Mk., Rechtschutz (andere Sekretariate und Ratelle) 24 620 Mk., Druck- und Buchbinderarbeiten 139 520,35 Mk., Banlen, Sparkassen und Darlehen 1 077 830 Mk., allgemeine Geschäftsunkosten 11 115,39 Mk., Generalkommision (3. Quartal 1907) 8200 Mk., Dividende 5107,80 Mk., Schlubbestand 21 041,98 Mk. Das Vermögen des Verbandes, das am 31. Januar 1907 1 252 645 Mk. betragen hatte, ist im abgelaufenen Jahre um 747 849,23 Mk. gestiegen und stellt sich am Schlus des Jahres auf 2 000 494,23 Mk., außerdem befindet sich in den Zahlstellen noch ein Ortskassenbestand von 13 236 Mk.

wenn mein Vater einmal nach der weichen oder ein anderes Mal nach der harten Seite abzuweichen wollte, dann war sie es, die immer wieder in die Mitte lenkte. Ich glaube, etwas mehr mütterliches Erziehungstalent, tat, wenigstens mitunter, auch im Staate gut. Väterchens Hand greift oft zu wohlwollend streichelnd und ein anderes Mal wieder zu herrlich anspandend zu. Den Stürchhofer streicheln, das war auch schon verkehrt; aber ihm nachher die Faust zeigen, das ging noch weniger an. Wie ich ihn kenne, hat er sich da erst in die Verbissenheit recht hineingelegt.

„Ja, wie schähen Sie, Tofohr: wünscht er denn die dänische Herrschaft ernstlich zurück?“ fragte der Hoyer-gepannt.

Tofohr zuckte mit den Schultern.

„Ins Herz kann man ihm ja nicht sehen“, meinte er zurückhaltend. „Aber — na ja — Nein, ich will Sie so nicht abspülen. Also offen: Eben ist kein dummer Kopf, und er muß Momente haben, in denen er sich der besseren Einsicht nicht verschließen kann. Aber er verkriecht sich dann hinter sich selbst, weiß den Sonntagsgedanken zurück und schiebt weiter in der Scheere des Alltagspluges.“

„Und die anderen der Partei?“

„Es gibt Vernagelte darunter, selbstredend, die wünschen, ohne zu übersehen, was. Und Wiltläufer. Die meisten. Und Stürköpfe, vielleicht auch Leidensgenossen.“

„Keine Ueberzeugten?“

„Einige. Mehr nur Wirtaufgestachelte.“

„Gemahregelte?“

„Fürs Tofohr lächelte.“

„Vielleicht. Eine.“

„Eine?“ wiederholte Behrend im Frägeton.

„Ja. Meine Frau hat mir davon erzählt. Sie

Herintgefallen.

Das Raten harr wie lang geburet;
„Johanns“ und „Wilm“ konn'n nich noh Hus;
„Ol lange hart da Wärt geluret,
Un bold trod hä da Störne frus.
„Da Donner hal Jnl Kläbelappen!“
Sag „Kuppig“ dann in sinem Grimm;
„Jest Schlus gemacht, doch erst berappen;
En End gemacht met dem Klimbim.
Ed weet, Glt häw't da niee Uhren;
Dat ganze Wert hängt an da Wand;
Doch het dat Schlagwerk taum beduren
Glt an da Husdör sinen Stand.“
Sä wadeln beide dörrch da Strotzen
So gegen veer Uhr hen no Hus;
Sä woll'n jo still nix merken loten,
God! Nacht! wor dann da Affschiedsgruß.
Da Stebbel woren utgetroden;
Bold stonn „Johanns“ op Hossen do
Un lottchen nu op sine Soden
Met Vörsicht dem Geländer noh.
„Ol in da Stowe wolt et klappen,
Wie'n Pohl jo faste schleip Marie
Un hä dacht: „Dütmol gett' kän schnappen,
Johanns, Du heh wier Glt dobi.“
Im Düstern hong hä Rod un Weste
Behutsam jedes an en Pinn;
Da annen Broden dann teleste,
Dann woll hä in da Riste h'in.
Nu kam dat Unglück bold im Gange:
Hä schmett den Rimmerwagen um;
Et duren do of gar nich lange,
Marie wor wach un dreih'n sid h'rüm.
Johanns doch harr da Rod'mobile,
Gar bolle wier herop geböhrt.
Un schow nu öwer Bräer un Diele,
As wör besondres nich passert.
„Seh Du Di“, reip hä, „nu besunnen?
Marie, wat heh Du 'n fasten Schlop!
Ed söhr nu hier all seit twee Stunden
Den leuwen Worm, dat arme Schop.
Du löh öm ruhig widder hülen
Un kstst Di an sin Schreien nich;
Ed mott dat arme Dierfen stillen,
Dat wor nich schön, ganz sederlich!“
Da Frau woll't nachen erst gerohen,
Doch dann gengt loß: „Du Schwiemeldier!
Lott jo den Wagen stille stohen;
Ed häw dat Rind im Bett jo hier!
Seh wier him Raten fastgeetten,
Rams müstenstill da Trappe h'rop;
Wacht! mä, ed fall dat nich vögetten,
Ed komm Di morgen op den Kopp!
Sä sag kän Word, dacht an da Krallen
Un wünsch den doch da Sal' döbi;
„Marrjoh! si ed herintgefallen
Bö dütmol mit da Weigerie!“

K. Anatole France und die Jungfrau von Orleans.

Ueber sein großes, der Jungfrau von Orleans gewidmetes Werk, das soeben in Paris erscheint, macht Anatole France im *Matin* interessante Bemerkungen: „Sie fragen mich, warum ich das „Leben der Jeanne d'Arc“ geschrieben habe? Ich habe diese Geschichte geschrieben, weil es deren tausend gibt und nicht eine davon die Wirklichkeit enthüllt: „Johanna ist berühmt und unbekannt. Um den Geist einer Zeit zu fühlen, die nicht mehr ist, um sich zum Zeitgenossen vergangener Menschen zu machen, sind lange Studien und eifrigste Arbeit notwendig. Aber die Schwierigkeit besteht nicht so sehr in dem, was man wissen, als in dem, was man nicht wissen soll. Wenn wir wahrhaftig im 15. Jahrhundert leben wollen, was müssen wir da alles vergessen: Wissenschaften und Methoden, kurz, alle Errungenschaften unserer Zeit! Wir müssen vergessen, daß die Erde rund ist

hat sie vor ein paar Wochen gesprochen und Vorwürfe erhalten, daß sie einen Preußen geheiratet habe. Mein Schwiegervater hielt ja auch zuerst mehr zum gemäßigten Lager und galt seit der Heirat seiner Tochter als ein Abtrümmiger. Das wird auch meiner Frau noch manchmal vorgehalten.“

„Von wem?“ forschte Behrend.

„Na, wie sichs trifft.“

„Von meinten Sie vorhin mit der Einen?“

„Das brauche ich Ihnen nicht zu verheimlichen: die junge Karen vom Stürchhof. Die will nur einen entschiedenen Freund ihrer Partei zum Mann.“

„Pardon“, sagte Behrend angeregt, „mir ist da noch einiges nicht klar. Der Ehen Stür hat den Hof vierundsechzig übernommen — wie alt war er denn damals?“

„Na, so Mitte der Zwanzig.“

„Da steht er heute in den Sechzigern?“

„Allerdings.“

„Und hat eine Tochter von achtzehn —?“

„Ja so. Aber das stimmt. Und den Sohn — beim Militär — von zweiundzwanzig. Kinder zweiter Ehe — die erste war ohne Nachkommen. Nach dem Tode der Mutter — ich weiß nicht: waren Sie schon hergezogen? — mußte Karen aus der Pension heimkehren und die Wirtschaft zu Hause übernehmen. Wie lange sind Sie hier? Ach so, sieben Monate. Da liegt der Trauerfall doch wohl eine Reihe Wochen weiter zurück.“

„Ich entsinne mich jedenfalls nicht. Aber sagen Sie, lieber Tofohr: wie an die Erziehung der Tochter, so hat der Bauer doch wohl auch an die des Sohnes angewandt.“

„Gewiß.“

„Ja, da dient der einjährig?“

und daß die Sterne Sonnen sind und nicht Lampen, an einem Kristallgewölbe aufgehängt, das Weltstern von Laplace vergessen und nur an das Wissen des heiligen Thomas glauben, an das Dantes und jener Kosmographen, die uns von der Begründung der Königreiche durch die Söhne des Priamus nach der Zerstörung des großen Troja erzählen. Nicht das Wissen fehlt uns, sondern das Nichtwissen, das Nichtwissen vom modernen Kriege, der modernen Politik. Die Jungfrau von Orleans war schon bei ihren Lebzeiten kaum anders bekannt als durch Fabeln. Ihre ältesten Biographen, ganz unfähig zur kritischen Geschichtsschreibung, erzählten als Wirklichkeit die Legenden, die ihr Auftreten begleiteten. Aus ihren Texten geht hervor, daß Johanna eine Heilige war mit allen Tribut der Heiligkeit im 15. Jahrhundert. Ich habe mit aller Sorgfalt die Städte und die Stätten besucht, auf denen die Ereignisse sich abgespielt haben, die ich erzähle; ich habe das Tal der Maas gesehen, als der Frühling es durchblühte und durchstufte, und ich habe es wieder gesehen unter der schweren Last des Schnees und der Wolken; ich habe die hellen und lachenden Aferlandchaften der Loire gestreift, die Bouce mit dem weiten Horizont, die Me-de-Grace mit ihrem sanften Simmen, die Champagne mit ihren schweren Weinreben, die dereinst, vom Kriegsvoll niedergebreteten, nach der Legende wieder Blätter und Früchte trugen und am Martinstage eine späte und reiche Ernte gewährten; ich habe in der starren und traurigen Picardie, in der fruchtbaren Normandie gewelt, Rouen durchwandert mit seinen Gloden und seinen Türmen. Diese Flüsse, diese Länder, diese Schlösser und Städte habe ich mir vorgestellt so, wie sie vor 500 Jahren waren. Ich habe viel, ich habe vielleicht allzuviel dem Verlangen nachgegeben, den Leser mitten im 15. Jahrhundert aufleben zu lassen, in dem ich den einfachen und vertraulichen Ton bewahrte. Mit heissem und ruhigem Eifer habe ich diese Geschichte geschrieben, habe die Wahrheit gesucht ohne Rücksicht und bin ihr ohne Furcht entgegengetreten. Selbst wenn sie ein fremdes Antlitz trug, habe ich mich nicht von ihr abgewandt. Man wird mir meine Kühnheit vorwerfen, bis man mir meine Zaghaftigkeit vorwirft.“

Ueber die zukünftige Stellung Kölns im niederrheinischen Industriegebiet

hielt dieser Tage Ingenieur C. Schott im Architekten- und Ingenieurverein für Niederrhein und Westfalen einen bedeutsamen Vortrag. Schon jetzt beträgt die Kohलगewinnung im Ruhrkohlengebiet 75 Millionen Tonnen jährlich, ungefähr ebensoviel wie in den beiden größten englischen Bezirken Northumberland, Durham und Südwales zusammen. Dazu kommt, daß auf beiden Seiten des Rheins neben Kohlen ein starkes Salzvorkommen gemutet ist, woraus sich eine außerordentlich günstige Grundlage für die chemische Großindustrie ergibt. Besonders wichtig für die weitere Entwicklung dieses Gebietes ist die Frage der Vertiefung des Rheins für eine ausgedehnte Seeschifffahrt. Schott hält eine Vertiefung um 1,0 Meter gegen den heutigen Stand für bald erreichbar, so daß dann zwischen Köln und Rotterdam eine Fahrtiefe von 4,0 Meter bei Niedrigwasser vorhanden ist, die den Verkehr von Seedampfern auf dem Rhein ermöglichen würde. Angesichts des Rückganges in den englischen Kohlenkäufen wird schon bald, und zwar in zehn bis zwanzig Jahren beginnend, der Zeitpunkt eintreten, daß Deutschland anfangen wird, die Kohlenversorgung von Europa an Stelle von England zu übernehmen. Es ist wohl außer allem Zweifel, daß namentlich auf der linken Rheinseite von Krefeld aus nördlich bis über Xanten hinaus ein mächtiges Industriegebiet entstehen wird. Für dieses große nordwesteuropäische Industriegebiet wird Köln stets der natürliche Zentralpunkt sein. Die aus der Vertiefung des Rheines sich ergebende Seeschifffahrt wird Köln außerdem zu einem Brennpunkt des Verkehrs gestalten, da hier die Transportfähigkeit des Seedampfers aufhört und die Güter umgeschlagen werden müssen. Die Anfrischung industrieller Werke in Köln wird wesentlich unterstützt durch das bei Köln in außerordentlicher Entwicklung stehende Braunkohlenvorkommen. Die Kesselfeuerung mit Braunkohlen stellt sich hier erheblich billiger als mit Ruhrkohlen. Während der

„N-ein! Er hätte können, denn das Reisezeugnis hatte er. Aber — na, da ist so ein gewisser dunkler Punkt. Der Alte — Sie würden ja gelegentlich doch von anderer Seite erfahren — wollte ihn überhaupt nicht dienen lassen — wie man so sagt — Systemanten — schickt ihn über die Grenze — na ja, und mußte ihn sich dann vom Hofe holen lassen, als er einmal heimlich zu Besuch da war. Und da wars natürlich mit dem Einjährigen vorbei. Erst im Oktober kann er nun zurückkommen, weil dann die drei Jahre um sind.“

„Drei?“

„Kavallerie. Fürstenwalder Manen.“

„Waren Sie Soldat?“ fragte Behrend.

„Ja. Einjähriger bei den 35er Füsilieren in Brandenburg.“

„Und die Erinnerung daran?“

„Na, es ist einem ja manchmal etwas hart angekommen. Aber die Erinnerung, nein, die möchte ich nicht missen.“

„Ich auch nicht.“ stimmte Behrend zu. „Viel Ernst, aber auch mancher Scherz. Und ja: straffe Disziplin, aber doch auch viele köstliche Freiheit. Mancher Störkopf wird in dem bunten Rode umgetrennelt — wer weiß, ob nicht auch der junge Stürchhofer.“

„Störkopf? Das war er wohl nicht; eher ein willkürlicher Schwärmer, dem vielleicht der Dienst vollends das Rückgrat bricht. Ich wenigstens habe so meine Bedenken. Und was dann? Dann sind zwei weltfremde Menschenkinder auf dem alten Hofe.“

Behrend neigte sich zu anderer Ansicht.

„Für den jungen fürchte ich nicht“, entgegnete er. „Freilich, wenn man ihn zu den „Unfähigen“ gerechnet hat, da wird er sich haben in acht nehmen müssen. Die Tochter —“

Aufwand an nicht unter 75 lenfeuerungen m ist nirgendwo zu erfüllen m Kimmtheit ist Kraft und an sich in zunehm und möglich. Im Hinblick Aufgabe sein zwei Richtunge die der indus und nach solch nehmes Wohn

C.K. Wenn

Das gro Preße“, eine germeister ein zugefallen un einige hübsche te, denen das der Lotterieg Freude. Als Amiens, der Tage nach sein denbotschaft f wußte nur zu ganzen Tag aus Bordeaux lizieren. Er e wirrt war un ihm um den Unruhe und angenehm, ab gehärtet. Ein pfing seine 10 und sprach tag „Das Glück d er zu sagen, d winnes der V anderer Glück dem eine hall größter Gelas herbeileiten, u gewöhnliche p meinte er glei Chancen gehal die glücklichen fallenden Sum nicht der Fall, geben; ja, je Leben zu ring neues Vermöge sten Augenblid wunden. Ein das große Los sofort von sei der Mann arl ihn seine Belo die 100 000 meine Arbeit; seinem Aufschl alten Fißer d trotz der gew bleiben. „Die herte er nachb fragten. Mit d beamter, dem Freunde zurück senfent, „wir c Aber nicht alle ein kleiner Kd Million. Er l stolz prangt be

Er sprach „Die?“ n ihren Meister

Die junge chenhafte Ersche sen ins Zimmer

Unterhaltung d und freute sich geniert auch d

den großen W tern und den weien ergöhte.

Dann — der Besucher e Pflicht zu tun.

Tofohr zw Rampo hervor

„Aber wen Sie mir als

Das verstu sage beschäftigte würdig bindigen Meister finden

Traf er in des Alten ein das lieblich Fr

Er hatte jü tig gesehen. I stolze, aufrechte federnde Gang

Bestimmtes und bereint mit ihre was, anart An

...t Campen, an-
...stern von La-
...phien, die uns,
...die Söhne des
...Troja erzählen.
...schaffen, das
...ernen Politik.
...hren Begeister-
...ältesten Bio-
...schreibung, er-
...Ausstreuen be-
...das Johanna
...steht im 15.
...e Städte und
...sich abgepielt
...Maas gesehen,
...stete, und ich
...des Schnees
...schenden Ufer-
...it dem weiten
...Himmel, die
...dereinst, vom
...wieder Blät-
...eine späte und
...nen und trau-
...eweilt, Rouen
...ürmen. Diese
...ädte habe ich
...en. Ich habe
...nen nachge-
...leben zu la-
...on bewahrt.
...Geschichte ge-
...sicht und bin
...se ein frem-
...abgewandt.
...bis man mit

**Kölns
Kriegsbier**

...itekten- und
...en einen be-
...Kohlengewin-
...jährlich, un-
...glichen Be-
...s aufnahmen.
...neben Koh-
...aus sich eine
...mische Groß-
...weitere Ent-
...rtiefung des
...ort hält eine
...Stand für
...Ritter-
...wasser vor-
...n auf dem
...angs in den
...war in zehn
...ntreten, daß
...en vorfer-
...zu über-
...namentlich
...ich bis über
...stehen wird.
...gebet wird
...die aus der
...et wird Köln
...gestalten, da
...aufhöret und
...Anfiedelung
...erhöht durch
...ndes Braun-
...schlen stellt
...ährend der
...Reisezeugnis
...er dunkler
...endlich doch
...haupt nicht
...atenten —
...mühte ich
...mal heimlich
...mit dem
...nun zurück-

...in Bran-
...hart ange-
...te ich nicht

...Biel Ernst,
...Disziplin,
...er Stör-
...it — wer

...er ein wil-
...vollends
...meine Be-
...weltfremde

...egnete er,
...gerechnet
...üssen. Die

Aufwand an Kohlen für eine Stunde und Werbetaft
nicht unter 75 Pfg. zu beschaffen ist, kostet die Braunkoh-
lenfeuerung nur 25 Pfg. für Stunde und Werbetaft. Es
ist nirgendwo in Deutschland motorische Energie so billig
zu erhalten wie im hiesigen Braunkohlengraben. Mit Be-
kimmtheit ist daher zu erwarten, daß Industrien, die viel
Kraft und außerdem eine günstige Verkehrslage brauchen,
sich in zunehmendem Maße in der Nachbarschaft von Köln
und möglichst unmittelbar zur Braunkohle hinziehen werden.
Im Hinblick auf die Verkehrsentwicklung wird es für Köln
Aufgabe sein, die neuen Bebauungsgebiete der Stadt nach
zwei Richtungen einzuteilen, und zwar nach solchen Plätzen,
die der industriellen Entwicklung unterworfen werden dürfen,
und nach solchen, die für ein wirklich behagliches und vor-
nehmes Wohnen frei zu halten sind.

C.K. Wenn man das große Los gewinnt.

Das große Los der französischen „Loterie de la
Presse“, eine halbe Million Franken, ist diesmal dem Bür-
germeister einer kleinen Gemeinde in den Hautes-Alpes
zugefallen und die Annalen erzählen bei diesem Anlaß
einige hübsche Anekdoten von der Art, wie die kleinen Leu-
te, denen das Glück lächelt, ihr Schicksal hinnehmen. Selbst
der Lotteriegewinn, scheint es, bedeutet keine ungemischte
Freude. Als man den Wertmeister einer Gießerei in
Amiens, der 100 000 Frs. gewonnen hatte, am nächsten
Tage nach seinen Empfindungen beim Empfang der Freu-
denbotschaft fragte, da seufzte der Biedere tief auf und
wußte nur zu antworten: „Ach ja, ach ja... ich habe den
ganzen Tag nichts essen können.“ Der Friseur Pontet
aus Bordeaux versuchte später seine Eindrücke zu ana-
lysieren. Er erzählt, daß er zunächst außerordentlich ver-
wirrt war und daß allerlei widersprechende Gefühle in
ihm um den Vorrang kämpften, Besorgnis, Schreden,
Anruhe und Freude. „Alles in allem war es nicht sehr
angenehm, aber fürs nächste Mal hoffe ich, bin ich ab-
gehärtet. Ein kleiner Cafetier in Saint-Florentin em-
pfing seine 100 000 Frs. mit sehr gemischten Gefühlen
und sprach tagaus tagein von den Nachteilen dieses Glückes.
„Das Glück des anderen zeugt zu viele Leiden“, pflegte
er zu sagen, denn er befürchtete, daß infolge seines Ge-
winnes der Besuch seines Kaffees nachlassen werde. Ein
anderer Glücklicher, ein kleiner Angestellter in Marseille,
dem eine halbe Million zugefallen war, fügte sich mit
größter Gelassenheit in sein Schicksal. Als die Freunde
herbeieilen, um sein Gesicht zu sehen, finden sie nur die
gewöhnliche phlegmatische Ruhe. „Es mußte kommen“,
meinte er gleichmütig, „ich habe im Lotteriespiel immer
Chancen gehabt.“ Interessant ist es zu untersuchen, was
die glücklichen Gewinner mit den ihnen unerwartet zu-
fallenden Summen zu beginnen pflegen. Es ist durchaus
nicht der Fall, daß die meisten sich sofort mit Luxus um-
geben; ja, je härter der Ueberfall kam, desto mehr mit dem
Leben zu ringen hatte, je gelassener pflegt er über sein
neues Vermögen zu verfügen. Die Verwirrung des er-
sten Augenblicks wird bald von kluger Ueberlegung über-
wunden. Ein Omnibustreiber gewann vor einiger Zeit
das große Los. Alle seine Bekannten erwarteten, daß er
sofort von seinem Posten niedersteigen würde. Aber
der Mann arbeitet ruhig weiter. Erstaunt interpellieren
ihn seine Bekannten. „Ich habe mir ausgerechnet, daß
die 100 000 Frs. mir weniger eintragen würden als
meine Arbeit; also arbeite ich.“ Er sitzt noch heute auf
seinem Kutschbock. Andere Gründe waren es, die den
alten Fischer Francois Jénard aus Marseille bewogen,
trotz der gewonnenen 100 000 seinem Beruf treu zu
bleiben. „Die Gewohnheit, ach ja, die Gewohnheit“,äu-
sert er nachdenklich, wenn die erstaunten Kollegen ihn
fragten. Mit demselben Gleichmut weist ein kleiner Staats-
beamter, dem die Lotteriegewinnin gelächelt, den Rat seiner
Freunde zurück. „Ach Gott“, gestand er mit schöner Of-
fenheit, „wir auf dem Amt arbeiten ja doch so wenig.“
Aber nicht alle zeigen solch lebenswürdige Bescheidenheit;
ein kleiner Krämer in Montargis gewinnt eine halbe
Million. Er läßt sich sofort ein neues Haus bauen, und
stolz prangt heute an der Fassade des Bauwerks die In-

Er sprach nicht aus.
„Die?“ nahm Tofohr das Wort auf. „Die muß
ihren Meister finden, sonst ist schade um sie.“
Die junge Hausfrau, eine frische, fast noch mäd-
chenhafte Erscheinung, trat mit ihrem zweijährigen Sproß-
chen ins Zimmer und schloß mit ihrer Dazwischenkunft die
Unterhaltung der Männer ab. Aber Behrend blieb noch
und freute sich über den festen kleinen Bengel, der un-
geniert auch dem Gaste auf die Knie kletterte, ihn mit
den großen Blauaugen zutraulich anguckte und die El-
tern und den Fremden mit seinem drolligen Kinder-
wesen ergötzte.

Dann — es war bald Mittag geworden — brach
der Besucher endlich auf, um nun als Wähler seine
Pflicht zu tun.

Tofohr zweifelte selbst, ob er als Sieger aus dem
Kampfe hervorgehen würde.

„Aber wenn es doch sein sollte“, schloß er, „so stehen
Sie mir als Friedenshelfer zur Seite.“

Das versprach der Hoyerhofer. Aber nicht diese Zu-
sage beschäftigte ihn dann unterwegs, sondern die merkwür-
dig bündige Aeußerung Tofohrs: „Die muß ihren
Meister finden...“

Traf er ins Schwarze damit? War der Trostgeist
des Alten ein Hauptzug auch ihres Charakters? War
das lieblich Frauenhafte des schönen Weibes trügerisch?

Er hatte sie nur ein paarmal und immer nur flüch-
tig gesehen. Aber die Energie der hohen Stirn, die
stolze, aufrechte Haltung und der eigenartig feste, rasche,
federnde Gang waren ihm aufgefallen. Es lag etwas
Bestimmtes und Entschiedenes in diesem Aeußerlichen, das,
bereint mit ihrer reinen jugendfrischen Schönheit, ihr et-
was anart Anziehendes verlieh.

Schrift: „M. Piedouche gewann am 25. Januar 1888 in
der Lotterie 500 000 Frs. und ließ daher dieses Bau-
werk zu seiner Wohnstätte errichten.“

„De Revelutshon“.

Ein Bauer aus dem Dorfe B. in Hannover hatte
Vieh nach Braunschweig gebracht, und zwar an dem Tage,
an dem hier die Wahlrechtsdemonstration in den
Straßen stattgefunden hatte. Am Abend erzählte der
Bauer die Erlebnisse im Dorftrug und trug stark dabei
auf. Ein anderer erzählte: „Jo, datt hew id an'n Son-
dage in Hannover of seihn, un in Berlin, da geiht' jo
ganz drunner un dröber.“ Das alles hatte der Hof-
besitzer P. mit angehört, der sich eines gewissen Wohl-
standes erfreute und dazu Fahrensträger des „Singver-
eins“ war, dessen Fahne er im Hause aufbewahrte. Die
Vorgänge in der Stadt gingen dem P. arg im Kopfe
herum. „Dat gißt 'ne Revolutschon“, sagte er zu seiner
Alten. „Wenn' erst in 'ner Stadt is, dann geiht' of
hier ümme, ed will man dei Nacht mienen ollen Pölter,
dei Donnerbüsse, mit Schrot la'en, man kann nich wetten.
Un denn ist' dubbelt gefährlich, ed hebbe da Fahne
in'n Hufe.“ Und Krißjan lud die Büchse, legte sie auf
den Stuhl vor dem Bette und ging mit Mutter schlaf-
en. Mehrere Male schrie er laut auf: „Revelutschon!
Revelutschon!“ Plötzlich klirrten die Scheiben. Bums!
Alirr! und die Scheiben rasselten zur Erde. Krißjan
sprang auf. „Sühste, Mudder, da geiht' all ümme!“
Ohne sich zu besinnen, griff er zur Büchse und — baff,
da knallte der alte Doppellader los, zwei Schüsse hinaus
durch die Fensterscheiben in den Hof. Scheibenklirren, ein
Gepolter und Hilferufe! Krißjan aber trotz mit Mut-
tern unter das Oberbett, zog sich den Zipfel über den
Kopf und war mausestill. Bald war der Nachtwächter
zur Stelle, der nach der Ursache der Schieberei suchte.
Krißjan lag still im Bett, er wollte von der Revelutschon
nichts sehen und hören. Als der Tag graute, wagte er
sich aus dem Bette. Da sah er die Verheerung und den
Erfolg seiner Helmentat. Ein Windstich hatte ein nicht
fest geschlossenes Küchenfenster zertrümmert (das war die
Revelutschon), er aber hatte eine Uhr, einen Spiegel, zwei
Bäsen, zwölf Fensterscheiben, ferner im Nachbarhause vier
Scheiben, eine Wanduhrantenne und einen Regulator mit
seinem beiden Schrotbüchsen demoliert. Um 10 Uhr mor-
gens war der Gemeindevorsteher mit dem Gendarm in
seinem Hause, weil er allein eine „Revelutschon“ veran-
staltet hatte. Nun ist Krißjan abermals in tausend Men-
schen, aber nicht vor der Revelutschon, wohl aber vor der
Strafe, die seiner harret. Im Dorftrug hat er sich nie
wieder sehen lassen.

Ueber Heeresstärke und Heeresausgaben

macht Oberleutnant Goltz, Abteilungschef des Kriegsmini-
steriums, im „Mil. Wochenbl.“ interessante Anga-
ben. Danach ist in der Zeit von 1870 bis 1907 der russisch-
französische Zweibund in der Heeresstärke um rund 768 000
Köpfe gewachsen und verfügt über eine Friedenspräsenz von
rund 1 868 000 Mann, während der Zuwachs beim Drei-
bund nur rund 397 000 Mann und die Gesamtstärke 1 237 000
Mann beträgt, so daß wir dem Zweibund um 631 000 Mann
nachstehen. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß die Offiziere
nicht gleichmäßig eingerechnet sind, und besonders daß bei
Rußland die betreffenden Zahlen nur auf dem Papiere ste-
hen. Deutschland hat auf den Kopf der Bevölkerung für
Heer und Flotte eine jährliche Ausgabe von 20,20 Mk.,
Frankreich von 28,37 Mk. Die Ausgaben für Heer und
Flotte wuchsen in den genannten 37 Jahren in Deutschland
um 196 %, in Frankreich um 132, in Italien um 88, in
England um 93 und in Oesterreich-Ungarn um 127 %. Der
französische Soldat kostet jährlich 351,40 Mk., der deutsche
391,20 Mk. Der Unterschied erklärt sich daraus, daß bei
uns der Mann täglich 22 Pfennige, in Frankreich dagegen
täglich nur 4 Pfennige Löhnung erhält.

„Sonst ist's schade um sie...“
„Ja, das wärs, dachte auch der Grübelnde, ohne
sich über ein unklares Gefühl des Bedauerns, das ihn
besah, weiter Rechenschaft zu legen.“

Als er vor dem Jenseitigen Krüge anlangte, er-
kannte er schon an den vielen Springtangen, die rund
ums Haus gegen das niedrige Dach gelehnt waren, daß
die auf den Mittag angelegte Gemeindeversammlung gut
besucht sein mußte. Und zwei befreundete Bauern muß-
ten sein Kommen auch schon beobachtet haben, denn sie
traten ihm bereits entgegen, als er kaum den Eingang
erreicht hatte.

„Einen Augenblick!“ hörte Behrend sich gedämpft
ausgesprochen. „Haben Sie den Steden Kammerich ent-
lassen?“

„Ja.“

„Weshalb?“

Behrend gab kurze Auskunft, und die beiden Bauern
lachten sich an.

„Aha! Wie ichs gesagt habe!“ rief der Wort-
führer. „Und das geht denn doch über die Bäume! Wissen
Sie, wo der Kerl geblieben ist, Behrend?“

„Ich habe keine Ahnung.“

„Auf dem Stürzhofe ist er! Even Stür hat den
Braven freundlich aufgenommen!“

Auch Behrend fühlte den Unwillen in sich aufsteigen.
„Steht das fest?“ fragte er.

„Ohne Zweifel. Aber diesmal hat er sich verred-
net, diesmal hat er unklug gehandelt. Das kostet
ihm drei Stimmen, und die fehlen uns. Hurra! Kommen
Sie...“

(Fortsetzung folgt.)

Der Räuber im Sack.

Eine gruselige Geschichte wird den Leipz. N. Nachr. aus
Budapest mitgeteilt: In dem auf der Pusztas Giers des Gra-
fen Karothl gelegenen Forsthaus beehrte dieser Tage ein
Mann von der allein anwesenden Försterstochter Nachtquartier
und bat, als ihm dies verweigert wurde, einen schweren Sack
bis zum anderen Tage unterstellen zu dürfen. Dies wurde
gestattet. Das Mädchen gewährte, während es Wäsche hü-
gelte, plötzlich, daß sich der Sack bewegte. Ein Messer blühte
auf und suchte den Sack zu zer schneiden. Rasch riß das Mädchen
ein Gewehr von der Wand und schoß auf den Sack, aus dem
sofort ein Blutstrom herausquoll. Arbeiter und eben in der
Nähe stehende Gendarmen kamen auf den Schuß herbei und
sahen in dem Sack die blutüberströmte Leiche eines Man-
nes, der um den Hals ein kleines Pfeifchen trug. Ein Gen-
darm gab auf diesem ein schrilles Signal, und in kurzer Zeit
eilten drei bewaffnete Männer aus dem nahen Walde auf
das Försterhaus zu. Sie wurden nach heftigem Gewehrfeuer
verwundet und verhaftet. — Zum mindesten haben die Räu-
ber nach altem Muster gearbeitet, denn die Geschichte erinnert
an „Ali Baba und die vierzig Räuber“. Die Welt ist groß,
aber immer wieder trifft man Bekannte.

Allerlei.

Dreineue Verbrechen innerhalb 24 Stun-
den wurden neuerdings in Mülhausen im Elsaß verübt.
Der Heizer einer Kleinkinderbewahranstalt, Kleisel, lodte
ein siebenjähriges Mädchen in den Keller der Anstalt
und verübte an ihm ein scheußliches Verbrechen. Dann
packte er die wimmernde Kleine, die schrecklich zugerichtet
ist und kaum mit dem Leben davontommen dürfte, in
einen Sack, um sie in den Kanal zu werfen. Er erregte aber
Verdacht, warf den Sack fort und floh, konnte jedoch ver-
haftet werden. — Auf dem Franklinplatz wurde in den
Abendstunden ein junger, unbekannter Mann, dem An-
sich eine nach aus Rache, ermordet. Der Täter konnte bis-
her nicht ausfindig gemacht werden. Ferner wurde eine
Kellnerin nachts um 1 Uhr in einer Wirtschaft von ihrem
früheren Geliebten, einem Schweizer, durch zahlreiche Mes-
serstiche in Brust und Unterleib getötet. Dem Verbrecher
gelang es, nach der Schweiz zu flüchten. Der Beweggrund,
zur Tat war Eifersucht.

Ein Mann, der seine Frau für sich sehen
lassen will. Vor dem Wiener Bezirksgericht spielte
sich dieser Tage, so wird geschrieben, ein überaus so-
mischer Fall ab. Das Ehepaar Noppitz war wegen Ex-
ekutionsvereitelung zu einer Geldstrafe von je 10 Kronen
verurteilt worden. Daraus tritt der Mann vor den Ge-
richtshof und erklärt: „Ich bitt, wir haben aber kein
Geld, wir können nicht zahlen.“ Präsident: „Dann müssen
Sie und Ihre Frau 24 Stunden abhngen.“ Der Mann
macht ein verlegenes Gesicht, dann meint er trauerzig:
„Ich bitt' schön, ich hab' keine Zeit. Könn' nicht meine
Frau die Straf' für mich abhngen?“ Schallende Heiter-
keit. Nach erhaltener Aufklärung, daß eine solche Ver-
tretung nicht zulässig sei, schüttelt der Mann den Kopf und
geht mit den Worten: „Da hab ich mich zu früh ge-
freut,“ mit seiner Ehehälfte ab.

Heiratschwindel am Telephon. Aus Zü-
rich wird gemeldet: Auf einen merkwürdigen Trid ist eine
Betrügerin verfallen, die in Zürich verhaftet wurde. Sie
hatte, die Stimme eines Mannes nachahmend, durch das
Telephon eine allerdings recht platonische Liebschaft mit
einer ältlichen Jungfrau angeknüpft und sich mit ihr sogar
verlobt. Allen Wünschen, ihren Bräutigam doch persönlich
kennen zu lernen, wußte Herr Heringfeld — so nannte sich
die Betrügerin — unter allerhand Ausflüchten zu be-
gegnet — ein Rendezvous auf spätere Zeit verschiebend.
Bald aber sah es der Braut, als wenn sich ihr telephoni-
scher Geliebter in gedrückter Stimmung befände. Darum
von ihr befragt, äußerte Herr Heringfeld seufzend, daß er
sich in großen Geldkalamitäten befände und daß dies
auch einer der Gründe sei, warum er seiner Angebeteten
nicht unter die Augen treten wollte. Diese hatte ihm
telephonisch ihr Herz geschenkt, sie sandte ihm auch —
ebenfalls durch Vermittelung der Post — ihre Erpar-
nisse in Höhe von 2000 Mark. Jetzt ließ Herr Heringfeld
nichts mehr von sich hören, und der Polizei gelang es,
die Schwindlerin zu entdeden, welche sich mit Hilfe des
ergaunerten Geldes inzwischen — wirklich mit einem an-
dern verheiratet hatte.

Der Verbrecher, dessen Tag der Hinrichtung heran-
gekommen war, wurde vom Gefangenwärter gefragt, ob
er noch einen letzten Wunsch habe. „Das habe ich,“ sagte der
Verurteilte, „und noch dazu einen sehr bescheidenen.“ — „Nun,
wenn es nur ein bescheidener Wunsch ist, kann ich ihn erfüllen.
Was ist es?“ — „Ich möchte ein paar Pfirsiche essen.“
— „Pfirsiche!“ rief der Wärter aus. „Aber die sind ja erst in
einigen Monaten reif.“ — „Na, verzeihe der Todeslandbat,
das schadet nichts. Ich kann warten.“

Herr im Eisenbahnzuge: „Wie ist dies Unglück
geschehen?“ — Schaffner: „Jemand hat die Kiste weggenom-
men und den Zug zum Halten gebracht, und da ist der Schnellzug
auf uns aufgefahren. Es wird fünf Stunden dauern, bis die
Strecke soweit geräumt ist, daß wir weiterfahren können.“
— Herr: „Fünf Stunden! Himmel! Ich wollte mich heute
verheiraten.“ — Schaffner (ein verheirateter Mann, streng):
„Hören Sie mal, sind Sie etwa derjenige, der den Zug zum
Halten gebracht hat?“

Ein schicksalreiches Leben

Hand jetzt in einem Altonaer Krankenhaus sein Ende. Dort
starb ein alter Mann, der früher einmal zweifacher Millio-
när gewesen ist. Er wurde 1848 als Sohn eines sehr reichen
Kaufmanns in Altona geboren, machte das Gymnasium durch,
besaß die Universität und bestand glänzend seine Prüfung.
Unglücklicherweise starb damals sein Vater und hinterließ ihm
zwei Millionen Mark. Der junge Erbe verarmte nun einen
Kreis von Schmarotzern um sich, mit denen er sein Geld
verjubelte. Dieses tolle Leben dauerte sechs Jahre, da war
das Geld „alle“. Eine Zeit lang trieb er sich in aller Herren
Ländern umher. Anfangs der 80 er Jahre tauchte er plötzlich
wieder in Hamburg-Altona auf, und er erhielt tatsächlich auch
wieder eine Art Vertrauensstelle in einem Kaufmannshaus.
Eines Tages war er mit der Kasse, die etwa 40 000 Mark
enthalten hatte, verschwunden. Als das Geld verjübelt war,
stellte er sich freiwillig der Behörde, und mußte für seinen
Vertrauensbruch drei Jahre hinter Gefängnismauern zubrin-
gen. Nach seiner Entlassung zog er als Landstreicher in Schles-
wig-Holstein umher und erneuerte noch oftmals die Bekann-
schaft mit dem Gefängnis wegen Bettelns und Gelegenheits-
diebstahls, bis der Tod seinem verpfuschten Leben ein Ende
gemacht hat.



ame Küche"
Meter
enstoff
renstoffe erhält ange-
Kilo alte Wollschachen
etc. an die Wollweber
denbach 86
Ger
hosen
er und Anfertigungs-
Verbreiter gesucht

chten
Schuppenflechte,
na, Hautausschläge,
Füsse
eingeschwüre, Ader-
ger, alte Wunden
ehr hartnäckig;
vergeblich hoffte
en, mache noch einen
r besten bewährten
-Salbe
kure. Dose Mk. 1.—
en gehen täglich ein.
Originalpackung
und mit Firma
Co., Weinbühla.
weise man zurück.
n meisten Apotheken.

NOS
n altherrlicher
CH-PIANOLA-
d. h. IBACH
it eingebautem
apparat, Pia-
Themodist und
sowie Harmo-
niefiedel in reicher
bequemen Be-
gungen
ach Sohn
igl. Hof-Flügel-
ino-Fabrik,
1794
men,
weg 40.
iete, Umtausch,
oder Stimmung
n sich an die
hundertjährige
des durch vier
n bestehenden
aus

ACH
Mark
ypothek auf so-
icht zu leihen ge-
e bitte um sichere
in der Geschäfts-
iederzuliegen.

länin
bietet radikal Radio-
elst. Patentantl.
Geruch- u. farblos.
aut von Schuppen,
erwuchs, verhilft
eiten. Wichtig für
Flasche 60 Fig.
en: Alex Pfarre,
s, Zentral-Drog-
er Wwe., Drog-
Drog.; in Dahl-
laine, Gluckauf-
inden: Jul. Hill,
Weber, Drog.

Perückenfabrik
s Quantum
enhaar
eifen.
Hornfeck
liner-Str. 13.

gut!
strumenten-Fabrik
Klingenthal. Sa. Nr. 97
Fabr. m. ab. 7000 Arb.
Musik-Instrum. aller
182 S. stark, bunte
oo Abbild. an jeder-
Garantie: Zurück-
ar, Zahlreiche amt-
Anerkennungen.

Beilage zu Nr. 8.

Poetische Wochenplauderei.

Hurra, hurra, jetzt ist's erreicht,
Der Reichstag hat bestimmt
Daß demnächst unsre Löhnung steigt,
Dann hat man ständig Zimmt.
Sie war bisher auch zu gering,
Stets teurer wird die Zeit.
Die Pfennige, die man jetzt empfangt,
Die reichen gar nicht weit.
Wer in der Liebe Glück nicht hat
Beim schönen Militär,
Der wird vom Sold wohl niemals satt,
Wird nie ein Millionär.
Jetzt denk ich mir das Ding nun so:
Pro Tag giebt's eine Mark,
Dabei wird man des Lebens froh,
Wird auch hübsch groß und stark.
Man kommt sich auch viel freier vor
Wenn man zur Gasse sagt:
Wir stehen jetzt anders wie zuvor,
Jetzt wird ein Tanz gewagt.
Jetzt kann ich's ja, mich hat der Staat
Wie sich's gehört, gestellt.
Es lebt sich jetzt ganz delikate
Auf dieser schönen Welt.
Die Gasse wird jetzt sorgenfrei,
Ich spare gar noch Geld,
Bis jetzt war auf die Liebelei
Die Existenz gestellt.
Das hat der Reichstag eingesehen,
Und wenn er uns jetzt nützt,
Dann wird ein Jeder zugestehen,
Daß er die Mädchen schützt.
Denn all die lieben Küchensee'n
Und manches andre Kind,
Die mühten schließlich pleite geh'n,
Weil wir zu teuer sind.
Wir sind ja zwar das Opfer wert
Mit unserm heißen Blut,
Und wer durch Wurst dies Streben ehrt
Dem sind wir schrecklich gut.
Doch allzuviel ist ungesund,
Das sagten sich die Herrn,
Denn stimmten mit bereitem Mund
Sie für Erhöhung gern.
Vielleicht giebt's auch der Märter zwei
Als wohlverdienten Lohn,
Und wer gut folgt, kriegt nebenbei
Noch Gratifikation!
Die Dienstzeit wird bestimmt verkürzt,
Das bleibt ja gar nicht aus,
Und tut man jetzt auch noch bestürzt,
Wir quetschen's schon noch raus.
Und für den Koch wird engagiert,
Demnächst 'ne Kochmamsell,
Damit für den, der Liebe spürt,
Im Hause was zur Stell.
So wird das Leben wunderschön
Beim lieben Militär,
Und wenn wir dann nach Hause geh'n
Dann sind die Risten schwer.
Der Beutel strotzt vom blanken Gold,
Es lacht das Herz im Leib,
Die Dienstzeit ist bei solchem Sold
Ein wahrer Zeitvertreib.

Kaiser Wilhelm im Urteil der Amerikaner.

Nach vor wenigen Jahren hielten es die Redakteure der leitenden amerikanischen Presse mit wenigen Ausnahmen für eine angenehme Pflicht, ihren Lesern in regelmäßigen Intervallen geschmacklose Geschichten zu unterbreiten, in denen der deutsche Kaiser eine lächerliche Figur machte. Keines der vielen Mittel, welche Humor, Satire und Zynismus einem leidlich geschickten Zeitungsschreiber zur Verfügung stellen, wurde verschmäht, die Person Wilhelms II. in möglichst unvorteilhaftem Lichte erscheinen zu lassen. Was immer in englischen und französischen Zeitungen Albernes und Gefährliches über den „Emperor“ gedruckt wurde, die amerikanischen Kollegen nahmen es mit Begehren auf und kommentierten das Gefasel mit drastischen Glossen trockenen Jankentones. Bei Vermittelung der gelegentlichen Reden des Kaisers wurden die lebhafteren Stellen und charakteristischsten Ausdrücke in der Uebersetzung ins Bizarre entstellt, kurzum der Versuch gemacht, ihn so wohl als Menschen, als auch als Staatsmann zu diskreditieren. Im Gegensatz zu der Behandlung, die dem deutschen Reichsoberhaupt widerfuhr, fand sein Londoner Onkel und dessen politische Betätigung sympatisch, ja fast ehrfurchtsvolles Interesse in der öffentlichen Beurteilung. Und die Folgen dieser einseitigen Preßpolitik zeigten sich allmählich in der stetig zunehmenden Wärme respektive Abkühlung der wechselseitigen Nationalbeziehungen. Das ist zuzeit anders geworden; die Stimmung im amerik. Preßlager ist vollständig umgeschlagen. Unstreitig aber ist es in erster Linie ein Verdienst des Kaisers selbst, daß die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Deutschland enger und freundschaftlicher wurden. Ohne Rücksicht erkennt das gerade derjenige Teil der amerik. Presse an, dessen Tendenzen bis vor nicht langer Zeit ausgesprochen deutschfeindlich waren. Anlässlich des 49. Geburtstages Wilhelms II. haben beinahe sämtliche großen Zeitungen des Landes sich freundlich geäußert. Am bemerkenswertesten — nicht sowohl durch die Wärme des Tones, als durch die in den meisten Blättern noch um einige Grade intensiver, als vielmehr durch die Persönlichkeit der Gratulation selbst — ist der Beitrag des „New-York Sun“, einer der bedeutendsten und einflussreichsten Zeitungen des Landes, die bisher als die Exponentin antientonischer Gesinnung galt. Das Blatt schreibt: „Der Kaiser ist heute 49 Jahre alt geworden. Dank seiner Vielseitigkeit und seiner Tatkraft wird die Welt ihn auch dann noch für einen jungen Mann halten, wenn er das 60. Lebensjahr erreicht haben und vielfacher Großvater geworden sein wird. Amerikas Urteil hat sich über diesen Herrscher geändert, der bei Uebernahme des Kommandos über das Staatsgeschick die Welt damit überraschte, daß er den alten, vielfahrenen Vörsen „Bismarck“ über Bord warf. „Ein junger Mensch, der es eilig hat“, war die nervöse Ansicht seines Volkes — eilig, Geschäfte zu machen, vielleicht ein zweiter Großer Fritz zu werden. Anstatt dessen ist er ein wahrer Freund des Friedens geworden und gleichzeitig ein erster Förderer Preußens und des Reiches. Seit Wilhelm II. den Thron bestieg, hat Deutschland rapide Fortschritte gemacht. Das muß wesentlich dem Geschick zugeschrieben werden, mit dem es der Enkel Wilhelms des Großen verstand, Konflikte mit dem Ausland zu vermeiden. Er wäre in irgend einem Zeitalter eine auffällige Erscheinung gewesen, heute gehört er unzweifelhaft zu den bedeutendsten, ist vielleicht der bedeutendste lebende Souverän.“ Vor drei Jahren noch veröffentlichte das Blatt bei

demselben Anlaß einen damals Aufsehen erregenden Artikel, in dem es den Kaiser einen erratischen „Warlord“ nannte und ihn als gefährlich für den Fortschritt friedlicher Kultur charakterisierte.

Der Liebesroman eines Königs.

Ein dem Ansehen der Monarchie wenig nützlicher Prozess spielt sich dem „Tag“, zufolge gegenwärtig in Spanien vor den Gerichten in Madrid ab und erregt im ganzen Lande berechtigtes Aufsehen. Richtet sich dieser Prozess doch gegen keinen Geringeren als den König Alfons XIII. selbst, die Königinmutter Marie Christine, die Infantin Maria Theresia, die Schwester, und den Prinzen Karl von Bourbon, den Schwager des Königs. Und die Kläger sind zwei junge Leute, Alfons und Ferdinand Sanz mit Namen, die behaupten, Halbbrüder des Königs zu sein, und von ihm ein Vermögen verlangen, das ihnen der spanische Hof nach ihren Angaben einst ausgekehrt hatte. Etwas Neues ist es freilich nicht, daß Alfons XII. dem weiblichen Geschlecht sehr stark zugetan war, und auch die Beziehungen, die ihn mit Elena Sanz, der Mutter von Alfons und Ferdinand Sanz, verknüpften, waren allgemein bekannt. Aber nun drohen die in der Wahl ihrer Waffen anscheinend nicht sehr ängstlichen klägerischen Brüder, den ganzen zärtlichen Briefwechsel vorzulegen, den König Alfons XII. mit ihrer Mutter unterhielt. Nach langen Verhandlungen kam, ein Jahr nach dem Tode Alfons XII. gestorben war, ein Abkommen zwischen dem spanischen Hofe und Elena Sanz zu Stande, durch das ihren Söhnen eine Rente von 30 000 Francs ausgekehrt wurde, deren Kapital ihnen bei ihrer Großjährigkeit ausbezahlt werden sollte. Elena Sanz starb 1898. Als nun ihre Söhne großjährig wurden und die Aushändigung des Kapitals verlangten, erhielten sie den Bescheid, es sei nicht mehr vorhanden, der Bankier, der es in Gewahrsam gehabt — nebenbei bemerkt der Hofbankier der alten Königin Isabella — habe Bankrott gemacht, und der Hof habe keine Veranlassung, das Kapital zu ersetzen. Unter den zahlreichen Zeugen, welche in dem neuesten Stadium des Prozesses geladen sind, befinden sich auch mehrere jetzige und frühere Minister.

Die Löwenbraut.

Ein Vorkommnis, das sehr böse hätte ablaufen können, eines heiteren Anstriches aber auch nicht entbehrt, brachte vor einigen Tagen die Insassen einer bekannten Naturheilanstalt des Harzes in die größte Aufregung. Im Bureau dieses Sanatoriums wird eine junge Dame beschäftigt, die eine besondere Schwärmerei für Löwen hat und den Beruf einer Dompteuse in sich verspürt. Vor Jahresfrist kam nun nach der Stadt eine Menagerie, in der kurz vorher die Löwenfamilie Familienzuwachs bekommen hatte. Dem Löwenpaar war dies nicht nach der Mühe, und nur mit größter Vorsicht durfte man Vater und Sohn zusammenfassen. Der Menageriebeführer hoffte, der ungnädige Vater würde sich nach und nach an seine belebte Kinderstube gewöhnen und sich dem drolligen Stammhalter doch noch in Liebe zuwenden, aber diese Hoffnung ging nicht allein nicht in Erfüllung, sondern auch die Mutter wandte sich plötzlich von ihrem Kinde ab, und damit begann für dieses eine ganz böse Zeit. Der kleine Löwe mußte mit der Flasche genährt werden, wurde aber bei dieser Ernährung immer hilfloser. Da erschien wie ein rettender Engel besagte junge Dame auf der Bildfläche und bat den Menageriebeführer himmelhoch, ihr den kleinen Löwen zu überlassen. Mit

Kleine Urjachen, große Wirkung.

Von Th. Täuber.

(Nachdruck verboten.)

„Wo, zum Henker, hab ich denn einen salonsfähigen Schlips?“ rief verzweifelt der junge Doktor aus. Seit einer halben Stunde rumorte er in allen Schubfächern, in Schrank, Vertikow, Wäsche- und Nachtkästchen wie ein Besessener herum, um das fehlende kleine und doch so wichtige Toilettenstück zu finden. Denn er wollte zu einem Vereinsfest, wo ein von ihm verfaßter Einakter aufgeführt werden sollte.

Da war es wohl begreiflich, daß Doktor Adler in große Aufregung geriet, als er von seiner Garderobe rein nichts in Ordnung fand, kein so feines Hemd vorrätig, wie er es bei solchem Anlaß gern getragen hätte, kein anständiger Schlips, und zum Ueberflus fehlten an den schwarzen Beinkleidern noch zwei Knöpfe.

Wütend rief er nach seiner Wirtin. Aber die war gerade fortgegangen, um ihr Abendessen einzukaufen und im Uebrigen durfte der Doktor nicht allzuviel Hilfe von der Dame erwarten, da er auf gespanntem Fuße mit ihr stand — die junge und hübsche Beamtenwitwe glaubte eine andere Behandlung beanspruchen zu können, wie er sie ihr zu teil werden ließ.

Jetzt sah es in dem sonst hübsch eingerichteten Zimmer schön aus, als ob ein paar Verrückte darin gehaust hätten, die verschiedenen Wäschestücke lagen neben Kleidern, Büchern, Schuhen, Papier, Bürsten und Zeitungen eintüchtig auf dem Fußboden, die Eau de Cologne-Flasche war zerfetzt worden bei dem hastigen Suchen und Anziehen, und ein intensiver Duft erfüllte das Gemach. Auf dem Schreibtisch herrschte ein ähnliches Chaos wie auf dem Boden — alles durcheinander geworfen beim Suchen der Krawatte.

Und dabei alles vergeblich!

Ganz konfus und zornbeugend rief Doktor Adler zum fünften Mal die Wäschekammerfrau auf — ein Rud und schwapp! die Wäschertaraffe stürzte herab, zerbrach zu

Scherben und ergoß dabei ihr kühles Naß über die Unterbeinkleider und Ladtiefel des jungen Mannes.

„Na, fehlte auch noch!“ Jetzt bin ich auch noch patzsch-naß und muß mich wieder ausziehen, andere Hosen suchen. ... Verwünschte Junggesellenwirtschaft das! Eine Schlampererei, nicht mehr auszuhalten. ... Und dieses Weib kommt nicht und hilft mir nicht ein bißchen. Ach, ich könnte alles vollends zusammenschmeißen. ... Und das soll nun Feststimmung sein? Und wenn sich nur der verwünschte Schlips mal fände! Oder ein anderer. Und wo ist jetzt wieder eine frische Unterhose? Wer kennt sich in dem Wust da aus!“

Mit zitternden Händen wühlte er in dem Wäsche-schrank herum, warf auch die reinen Stücke zu den auf dem Boden liegenden Sachen.

Draußen an der Korridortür raselte ein Schlüssel, da kam also die Wirtin, Frau Link nach Hause. Und ohne an sein Negligee zu denken, rief Doktor Adler die Tür auf und schrie: Frau Link, geschwind, helfen Sie mir suchen, meine Krawatte, meine Unterhosen —

Erschrocken vor Staunen starrte die junge Frau den Zimmerherrn an, dann aber rief sie entrüstet: „Aber so etwas! das ist ja der Gipfel von Unverschämtheit.“ „Ach was, suchen Sie, es ist eilig — meine Halsbinde, meine Handschuhe, sapperlot, wo sind die nur? An die hab ich noch gar nicht gedacht.“

Er frante in einem Rasten herum. „Seiliger Bimbam, die sind ja total schmutzig, diese Elaees kann ich gar nicht anziehen, und andere weiße werde ich gar nicht haben.“

Er lief noch immer in den nassen Beinkleidern herum vor der Wirtin.

„Warum haben Sie denn nicht früher an alles gedacht, Herr Doktor?“

„Himmel, reden Sie jetzt nicht lang, sondern handeln Sie!“ rief er kategorisch. „Die Handschuhe müssen rasch gepußt werden oder noch besser, gehen Sie schnell und kaufen Sie ein paar Neue.“

„Damit ist's Eilig, gerade ist's neun vorüber, die Geschäfte sind alle geschlossen.“

„Also dann puzen Sie diese da.“

„Herr Doktor, ich muß bitten, sich einer anderen Ausdrucksweise zu bedienen, ich bin nicht Ihr Dienstmädchen.“

„Na also, entschuldigen Sie, zum Henker — ich komme ja viel zu spät zur Aufführung meines Lustspiels.“

Frau Link rührte sich nicht vom Fleck, sie lächelte nur ein wenig boshaft. „Nun sieh zu, wie Du allein fertig wirst“, dachte sie.

Der junge Mann hatte indessen die glücklich erwischten Unterbeinkleider angezogen und wollte nun gleich die schwarze Hose darüber ziehen.

„Da fehlt wieder ein Knopf, zwei sogar — wollen Sie sie bitte annähen?“

„Bedauere sehr, ich gehe jetzt selbst zu einem Fest und kann mich nicht mehr mit Ihnen aufhalten.“

Erschrocken und verließ das Zimmer. Doktor Adler rannte hastig nach bis in ihre Stube, erfaßte ihre Hand und beschwor sie, doch bei ihm zu bleiben, ihm zu helfen.

„Ich selbst kann die Knöpfe ja gar nicht annähen, mir zittern die Hände, alle Nerven sind bei mir in Aufruhr.“

„Wenn Sie von mir alles mögliche verlangen, Herr Doktor, so mühten Sie selbst auch anders sein zu mir.“

„Aber um Himmelswillen, ich will ja gern alles bezahlen, Ihre Dienste jetzt königlich belohnen, besonders das was Sie heute leisten.“

„Danke, das ist nicht nötig, ich sagte schon, ich bin nicht Ihre Magd. Uebrigens kündige ich zum ersten November, zufällig ist heute der fünfzehnte.“

Der junge Mann fuhr sich verzweifelt in die dichten dunkeln Haare.

„Frau Link, liebe Frau Link, gnädige Frau, erbarmen Sie sich doch eines verlassenem Junggesellen, nur heute seien Sie edel, hilfreich und gut, wie der Mensch nach Goethes Mahnung sein soll — ach, ihr Götter, es ist schon 1/10 — mein Stück, mein Stück, ich veräume die ganze Aufführung.“

Alfred Adler stürzte jetzt auf die junge blonde Witwe zu, ergriff ihre kleine weiße Hand und drückte diese heftig. „Bitte, bitte, helfen Sie mir doch!“

Hilfe eines ihr sehr ergebenen Kousins gelang dies auch, der Menageriebesitzer war froh, wenigstens noch einen Goldfuchs für das im Absterben begriffene Tier zu bekommen, und glückselig zog das Pärchen mit dem dreiviertel verhungerten Löwen ab. Der innigen Liebe und Pflege von Fräulein Hannchen gelang es in der Tat, das schwindende Leben aufzuhalten, das Tier erholte sich bei der aufopfernden Behandlung seiner neuen Pflegemutter bald und nahm zu an Lebensmut und Größe. Hannchens strenger Vater durfte aber von der Liebhaberei seiner Tochter nichts wissen, und so hatte man denn Leo — so war der Rufname des jungen Wüstenprinzen — in einem Nachbarhause untergebracht. Wie das Tier indessen an Größe zunahm, streifte der Quartierwirt, weil er anfangs, sich vor dem Tiere zu fürchten. Nun war guter Rat teuer, schließlich blieb Hannchen nichts weiter übrig, als ihren Liebling, an dem sie mit jeder Faser ihres Herzens hing, in die Anstalt einzuschmuggeln, und sie fand denn auch nach langem Suchen im Kellergehoß einen leerstehenden Raum, in dem sie Leo vorläufig unterbringen konnte. Hier in dem sehr besuchten Sanatorium war auch viel eher mal Gelegenheit, den neuen Anstaltskostgänger mit einem tüchtigen Stück Fleisch zu versehen. Alles ging gut und niemand in dem Hause ahnte, daß in demselben ein exotischer Gast beherbergt wurde, bis sich das Verhängnis nahte. Hannchen erkrankte, mußte daheim das Bett hüten, konnte ihren Bureaudienst nicht versehen und infolgedessen auch Leo nicht mit Nahrung versorgen. Einen Tag hielt das treue Tier aus, wie aber die Löwenbraut auch am zweiten Tage nicht erschien und der Magen des Gefangenen immer schief zu werden anfang, bekam dieser Wutanfälle und versuchte aus seinem Versteck dadurch zu entkommen, daß er gegen die etwas morsche Tür sprang. Diese gab denn auch sehr bald nach, in mächtigen Sägen sprang der Befreite aus seinem Versteck, folgte den verlockenden Düften und erschien plötzlich in der Küche, wo der Koch gerade einen fetten Schweinebraten gebräunt hatte. Man kann sich vorstellen, welcher Schreck das Küchenpersonal erlitt, wie ganz unerwartet ein ziemlich ausgewachsener Löwe im Tür Rahmen erschien und sich durch ein machtvolleres Brüllen bemerkbar machte. Hals über Kopf flüchtete alles davon, Leo ließ sie ruhig laufen und verschlang zunächst den duftigen Braten. Das große allgemeine Geschrei erschreckte ihn jedoch schließlich, und das Tier war deshalb bestrebt, sich ins Freie zu retten. Der Kassierer der Anstalt war im Begriff, eine photographische Aufnahme von Kurgästen zu machen, als plötzlich Hannchens Pflegling die Treppe heraufkam und den Photographen glatt zu Falle brachte. Dann raste das geängstigte Tier, welches den Photographenlasten vielleicht für ein Maschinengewehr angesehen hatte, weiter, doch es war kein Entkommen, ein langer Gang ohne offene Türen hemmte den Lauf Leos, der sich dann in eine Ecke duckte und das Weitere an sich heran kommen ließ. Der Inspektor der Anstalt warf sich nun, mit einem Revolver bewaffnet, dem Tiere entgegen, doch ging der alte Schießprügel nicht los, und der Mutige mußte sich schleunigst zurückziehen, weil ihn Leo unter Vorzeigung von zwei Reihen prachtvoller Zähne sehr unangenehm anknurrte. Als Retter in der Not erschien jetzt die krafftvolle Hausdame auf der Bildfläche, bewaffnet mit einer großen Wurst, die sie dem Tiere, wenn auch vielleicht mit etwas zaghaftem Herzen, vorhielt, und siehe da, Leo ging gerne auf den Handel ein und ließ sich dann in ein geöffnetes Zimmer locken, so daß diese zweite Jeanne d'Arc ihn triumphierend gefangen hatte. Damit war die nicht geringe Gefahr behoben, nach und nach kamen dann auch noch die Mutigsten der Kurgäste aus ihren Verstecken und besahen sich das schöne Tier durchs Schlüsselloch. Ein herbeigerufener Forstmann mußte dem Leben Leos ein vorzeitiges Ende bereiten, die Löwenbraut aber hat es abgeschworen, sich fernerhin mit Wüstenköniginnen zu befassen.

C.K. Humoristisches aus der Zeitungswelt

erzählt ein englisches Blatt: Eine japanische Zeitung, die sich „Die donnernde Dämmerung“ nennt, kündigt ihr Erscheinen in folgender Weise an: „Diese Zeitung ist hervorgegangen aus dem Schoße der Ewigkeit, daher wir alle kamen. Sie beginnt den Umkreis ihrer Wanderungen mit Millionen und

Und als er so nahe bei der schlanken Frauengestalt stand und bei der Berührung die Wärme des Körpers spürte, stieg es wunderbar heiß auf in seinem Herzen. Das junge Blut regte sich, und jetzt hing sein Blick an dem roten, schön geschnittenen Mund, an dem ganzen hübschen pikanten Gesichtchen der jungen Frau, die er bisher kaum beachtet hatte. Und als seine dunklen Augen in ihre tiefblauen Sterne tauchten, da sah er es aus ihnen leuchten wie blühende Strahlen.

Und halb sank er hin, halb zog sie ihn, und 's war um ihn geschehn.

Nach einer halben Stunde fuhren die beiden, Doktor Adler und Herma Vink zusammen zum Vereinsfest als Verlobte.

Es war dann alles gut gegangen bei der Toilette, Herma hatte geschickt die weißen Handschuhe mit Benzin gereinigt, mit stinken Fingern die Knöpfe angenäht und ihm hilfsreiche Hand geleistet. Und dann hatte auch sie sich rasch angekleidet, glücklich lächelnd hatte er sie bewundert in dem weißen Seidenkleide. Sie war wirklich hübsch und elegant, die junge Witwe.

Die Bekannten des Doktors staunten, als sie die Kunde von der Verlobung erhielten. „So ein Duinäuser zu sein“, meinte sein Freund Lambert, „da hat man vorher keinen Schimmer gehabt von solchen heimlichen Liebesgeschichten.“

Sie ahnten freilich nicht, daß ein Schlips und ein Paar Handschuhe und zwei fehlende Hosentöpfe den Anlaß zu solchen Liebesgeschichten und sogar zur Verlobung gegeben hatten.

Millionen von Nummern. Die Strahlen der Sonne, die Lichter der Sterne, die Blätter der Bäume, die Salme des Grafes, die Kördchen des Sandes, die Herzen der Tiger, Elefanten, Schafe, Enten, Männer und Frauen sind ihre Abonnenten. Von nun an wird diese Zeitung hinstromen in das weite All wie ein Strom, der sich in den Ozean ergießt. Ründen die Söhne des Orients auf so pathetische Weise ein Zeitungsunternehmen an, so wissen die Dankes in nicht minder origineller und launiger Rede ihre Mitteilungen dem Publikum zu verkünden. Recht stolz lautet die Anzeige einer kleinen amerikanischen Zeitung, daß sie ihr Erscheinen einstellen müsse: „Mit dieser Ausgabe faltet das „Gerald-Banner“ seine lilienweißen Hände über seinem Busen zusammen und wendet sterbend seine rosigen Lippen den Blumen der Erde zu. Milburn in den Vereinigten Staaten ist von heute ab ohne Zeitung, nachdem es kaltblütig der Zeige vom Tode zweier Blätter gewiesen ist. 353 Dollar hat sich unsere Firma kosten lassen, das Licht der Aufklärung dieser Stadt zu löschen. Nun schütteln wir den Staub dieser fruchtbaren und undankbaren Erde von unseren Füßen und lösen uns auf in das Nichts. Lebt wohl, auf Wiedersehen, Bläß für unsern Nachfolger! Wir tun nun etwas für Euch, was der Satan nie für Euch tun wird, d. h. wir verlassen Euch.“ Eine Chicagoer Zeitung kann wohl den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, auf die malitiosste Weise ihre

Leser von den Fortschritten des Konkurrenzunternehmens unterrichtet zu haben. An leitender Stelle brachte sie eines Tages in Sperrdruck als Hauptnotiz die Mitteilung: „Unser Kollege, der „Chicago Million“, hat seine Auflage verdoppelt. Ein zweiter Mann hat eine Nummer gekauft.“ Die Zeitung „Der Vorposten“ verschwand plötzlich mehrere Wochen von der Oberfläche und erschien dann wieder mit folgender Entschuldigung: „Zweifellos sind unsere nach vielen Tausenden zählenden Leser von einem Gemisch von Wut und Verwunderung ergriffen worden, als sie in Unwissenheit über die Geschehnisse in der ganzen Welt außerhalb Süd-Karolinas durch das Nichterscheinen des „Vorposten“ während der letzten drei Wochen gehalten wurden. Endlich wird ihnen Aufklärung. Infolge der Trunksucht und Viederlichkeit unseres Faktors wurde, während wir selbst auf einer Reise begriffen waren, unsere Druckpresse zerbrochen, sodaß wir sie zur Reparatur nach Baltimore schicken mußten. Ohne die Druckpresse konnten wir aber unsere Zeitung nicht verschiden. Das bedauern wir tief, aber wir hoffen um Vergebung. Wir haben nun einen neuen Drucker, die Maschine ist repariert, und wir hoffen in Zukunft bei unsern Lesern regelmäßig vorzupreden zu können. Hofft mit uns. Wir werden unser Bestes tun. Niemand kann etwas gegen die Zufälle des Lebens. Niemand kennt die Qualen und Verlegenheiten eines Mannes, der eine Zeitung herausgibt.“



Die Königsmörder der letzten Jahre.

Unsere heutige Zusammenstellung bringt unseren Lesern die Bilder der menschlichen Scheusalen, welche während der letzten Jahre durch Ermordung von Staatsoberhäuptern von sich reden machen. Da handelt es sich zunächst um Luccheni, den Anarchisten, der seinerzeit in Genf auf offener Straße die sich dort am Seeufer ergebende Kaiserin Elisabeth von Oesterreich am 10. September 1898 ermordete. Das zweite Bild stellt Bresci dar, der am 29. Juli 1900 in Monza den König Humbert von Italien niederstieß. Das dritte Bild bringt uns den Mörder des amerikanischen Präsidenten Mc. Kinley, den ungarischen Anarchisten Czigoss, der seine Schreckensstat auf dem elektrischen Stuhl büßte, und den Beschluß machen die drei portugiesischen Königsmörder, welche gleich nach vollbrachter Tat unter den Säbelhieben und Revolverkugeln der herbeieilenden Polizisten ihre Tat büßten.

Geheilt.

Der junge Gierig wohnte in einer Pension, wo er sehr zufrieden war, nur das Essen war nicht reichlich genug für seinen Appetit, und er suchte sich dadurch zu entschädigen, daß er in unbewachten Augenblicken dem Büfett und der Speisekammer heimliche Besuche abstattete und etwa vorhandene Reste in seinen Taschen verschwinden ließ, um sie dann in seinem Zimmer zu verzehren. Eines Tages erwachte ihn die Tochter der Wirtin beim Plündern des Büfetts, ging leise wieder aus dem Zimmer und machte ihrer Mutter Mitteilung von der Entdeckung.

„Der soll bald kuriert sein“, meinte die Dame und verabredete mit ihrer Tochter einen Racheplan. Bei Untersuchung des Büfetts fand sich, daß Gierig eine Roulette, ein paar Törtchen und ein Stück Käse mitgenommen hatte.

Als er nach Vertilgung der widerrechtlich erworbenen guten Dinge wieder im Speisezimmer erschien, hörte er die Dame des Hauses zu ihrer Tochter sagen: „Marie, Du weißt doch, daß die Köchin gestern versehentlich Rouletten aus dem Abfallfleisch gemacht hat, das ich Tante Vieschens Hund mitnehmen wollte. Was ist denn daraus geworden?“

„Ich habe sie einstweilen in das Büfett gestellt, wenn Du nachher fortgehst, werde ich sie für Raro einwickeln“, erwiderte Marie.

Gierig horchte. Abfallfleisch? Brr! Und das hatte er gegessen! Ihm wurde gar nicht gut bei dem Gedanken.

„Und Marie“, fuhr jetzt die Wirtin fort, „da waren die Törtchen, auf die Euse heute früh beim Lampenfüllen Petroleum gegossen hat, wohin hast du denn die getan?“

„Die stehen auch im Büfett, ich dachte, man könnte sie einem Bettler geben.“

Gierig fiel jetzt ein, daß die Törtchen allerdings eigentümlich geschmeckt hatten, und es überkam ihn ein Gefühl, als ob er sich an Bord eines schlingenden Schiffes befände und allen Schreden der Seerkrankheit entgegenginge. Umsonst versuchte er, das Gefühl abzuhalten, es ergriff ihn immer stärker, Schauer überliefen ihn, und der Gel schüttelte ihn. Er ward abwechselnd rot und blaß, er befand sich im Fieber.

Den Damen entging dies nicht, und sie triumphierten, daß ihre Rache so gut gelang. Aber noch war es nicht genug; auch der letzte Stoß mußte dem Unglücklichen noch versetzt werden.

„Marie“, sagte die alte Dame, „wenn Du die Törtchen den Bettlern gibst, gib ihnen ja nicht das Restchen Käse, denn ich habe Rattengift darauf gestreut; ich will

es heute abend der vielen Mäuse wegen in die Speisekammer legen.“

Das war zu viel für Georg. Mit einem dumpfen Laut tiefster Pein stürzte er aus dem Zimmer und hatte kaum noch Zeit, das seine zu erreichen, denn ihm war sehr übel. Zwei Tage mußte er zu Bett liegen, dann war er geheilt. Und als er wieder unter den anderen Pensionsgästen erschien, da glitt ein heimliches Lächeln über die Gesichter, denn die beiden Damen hatten es den andern erzählt, wie sie Gierig von der Malsucht geheilt hatten.

Merlei.

Entsetzliche Szene. Vor einigen Tagen erschöpf in Waldshut der Malermeister Rittner seine Frau und sich. Dabei ereignete sich eine entsetzliche Szene, die erst jetzt bekannt wird. Die Mutter des Mörders stürzte sich auf diesen, als sie die Schwiegertochter zusammenbrechen sah, und bearbeitete ihn mit Fingern und Fäusten, halb wahnsinnig vor Schmerz und Wut, so lange, bis der Gendarmenwachmeister hinzukam und der alten, unglücklichen Frau zeigte, daß sie einen — Toten mißhandelt hatte.

Ein norwegischer Dampfer gesunken. Der Dampfer Aslat aus Christiania, der vor 14 Tagen von Widdelsburg (Südafrika) nach Christiania abging, ist wahrscheinlich verunglückt. In der Nähe von Kapstadt ist ein Leichnam an Land geschwemmt worden, der einen Leibgürtel mit der Aufschrift Aslat trug. Die Besatzung betrug 14 Mann.

Die Raubtierplage in Deutsch-Ostafrika ist immer noch recht groß. Im Vorjahre wurden 13717 Rupien als Schutzprämie für erlegte Löwen und Leoparden bezahlt. Die Zahl der erlegten Löwen betrug 358 gegen 203 im Jahre 1905, die Zahl der erlegten Leoparden 809 gegen 791. Im Bezirk Usumbura wurde kein Löwe erlegt, dagegen 74 in Wilhelmsthal. Usumbura konnte auch nur mit 4 erlegten Leoparden aufwarten, Fringa hatte 122. In einigen australischen Gebieten sollen die Löwen zahlreiche Menschen geschlagen haben. Man nimmt vielleicht nicht mit Unrecht an, daß die leichte Beute, welche Verwundete und entkräftete Flüchtlinge den Löwen boten, diese Menschenjäger bei ihnen erst in so starkem Maße entwidelt hat. Weit heftiger und zahlreicher noch sind die Klagen über das Zunehmen der Wildschweine, mit dem die Löwenplage häufig Hand in Hand geht. Es ist versucht worden, mit Schutzprämien und Gift — mit letzterem nicht immer glücklich — die Wildschweinplage zu bekämpfen, und es sind auch Tausende erlegt worden. Dazu kommen die großen Verwüstungen durch das Wühlen der Tiere in den durch Einfenzungen nur unvollkommen zu schützenden Aedern.

Ami...
boten worden ist. Die Male leben hauptsächlich von kleinen
Freßtieren, die zur Familie der Affen gehören und ihre-
daß der Hund aus dem Schiffe aufstieg und böse
wurde. Er war sehr wild und hat die Leute angegriffen.
Er hat auch einen Menschen gebissen.

Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.
für die

Земле 8. 25

Eine Erzählung aus San Franciscos Schreckenstagen von Rudolph Tollinger.



Es war dem jungen Architekten Hubert Beschwindt nicht sonderlich schwer gefallen, die Motive des Mr. George Dobson in Erfahrung zu bringen. Jeder Geschäftsmann in San Francisco hätte ihm das stattliche Gebäude an der Fourth Street bezeichnen können, darin seien den ausgedehnten Kontorräumlichkeiten der Dobson u. Kendall und die Privatwohnung des alleinigen Firmeninhabers befohd. Es lag kaum dreißig Schritte von der Market Street, der vornehmsten Geschäfts- und Verkehrsstraße der kalifornischen Hauptstadt, entfernt und gab schon in seinem Namen einen ungeheuerlichen Kunde von dem Reichthum seines Besitzers.

Als Hubert Vergleichmidt die Augen über die prunkvoll ausgestattete Festsäle der Herren des Hofes, ging er noch einmal mit sich zu Rate, ob er unter jenen gegenwärtigen Glanzumständen auch wirklich wohl daran tue, die alte Bekanntschaft aufzufrischen. Der Gedächtnisraum, der ihm flüchtig Mr. George Dobson Austinitz gegeben, hatte hingegen nicht, daß der große Zuckenhändler seine Reisezeit eigentlich draußan auf dem Grob Hill, im Millionärsviertel, haben müßte, da er es an Reidman flüchtig mit den meisten der dort hantelnden Geldbörse aufnehmen könnte. Und Hubert Vergleichmidt hatte während seines mehrjährigen Aufenthalts in Amerika nachgerade Erfahrungen genug gesammelt, um zu wissen, daß diese Herrschaften im gelobten Lande der Freiheit und der bürgerlichen Gleichberechtigung für arme Teufel genau so unzugänglich zu sein pflegen als drüben im alten Europa.

Auf der Weltanschauung in St. Louis freilich, wo er durch einen Rufsch Mr. Dobbons Bekanntschaft gemacht und zu seiner Freude Gelingenheit gefunden hatte, ihn und seinen reigenden Todter allerlei kleine Gefälligkeiten an es zu seiner, was ihm der große Zunderländer aus der Goldstadt gar nicht übermäßig hoch und nunnaher ersorgten. Er fand sich sehr annehmlich über ein nach Berechnung der Genußten aufgeflossenes Gebühde ausgesprochen und hatte dem jungen Aristokraten in einer für einen Amerikaner beidermaßen geschickten Weise aufgebildet, nach San Francisco zu kommen, das ihr talentvolle Baumeister nach immer zu sehr bonifarsen Arbeitsfeld sei. Er hatte an seiner Gesellschaft freilich ein höchst Wohlgefallen gefunden und sich mit ihm unumtungen Todter eine ganze Woche lang mäßig seiner Führung durch die verwirrende Ströme der Ausstellungs- Sehenswürdigkeiten anvertraut. Guten Vergnügen schied sich diese Tage an dem angenehmen Grimenungen seines Lebens, aber sie lagen heute mehr hinter mir ein lebener Traum.

mal vor dem palastartigen Hause auf und nieder schritt, überlegte er recht ernstlich, ob es nicht viel besser sei, die holde Erinnerung auch weiterhin nur einen schönen Traum bleiben zu lassen.

Da gab eine Sitzung des Rathes der Ausschlagn für seine Entlassung. Die die dahin verschloffen gemachten Stängel des Entlassungsvotres wurden plötzlich von ihnen aufgekauft, und ein leichtes elegantes Fußstuhlwägelchen rollte auf die Straße hinaus. Ein haager, baltischer Groom botte mit ihrer der Brust gestutzten Armen auf dem Vordach, die Hand des prächtigen Trabes aber wurden von den kleinen Händen einer jungen Dame geführt, in der Hubert Bergschmidt auf den ersten Blick Miss Marya Dobson erkannte. Im dem knapp anschließenden Fahrlokom, das ihre schlanke, gefürchte Gestalt vorerstlich zur Geltung brachte, sahen sie dem jungen Architekten noch viel zugehör, als er sie seit den Tagen der Restauration in seiner Erinnerung bewahrt hatte. War sie damals eigentlich noch ein allerhöchste Geschickliche gewesen, so machte sie heute ganz den Eindruck einer vornehmen und überaus anmuthigen Dame, die man auf der andern Seite des großen Wassers sicherlich für ein Greßräu oder eine Komtesse aus blaustichigtem Geschlecht gehalten haben würde.

Hubert Bergschmidt war kaum zwei Schritte von ihr entfernt, da das Mädchen an ihm vorüberlief, und obwohl er sich nicht die geringste Hoffnung machte, hier in dem lebhaften Straßenverkehr von ihr bemerkt zu werden, so ergoß er doch mit der Artigkeit des wohlgezogenen Mannes seinen Hutz.

und flehe da: die schöne Gehretin wandte sich ihm zu, sein Mädchen, das recht wohl ein Reichen freudigen Erkennens sein konnte, blickte über ihr Gesicht, und das Fräulein neigte sich in freundschaftlicher Erinnerung seines Grusses.

Dann griff der Trabler aus, und der Knecht ver- schwand in der Richtung auf Golben Garten fort an, wo sich um diese Stunde Fräulein's vornehmste Welt zu Hofs und zu Maßen Stellung nahm zu geben pflegte.

Sie waren mit einem Schlage alle Bessert der jungen
Adelichen beieinander, und kaum fünf Minuten später stand
er im stürzlich ausgeschickten Parolour der Dofonsigen
Privatwohnung, wohin man ihn geführt, nachdem er dem
Herrn des Hauses durch einen Diener seine Karte über-
reicht hatte.

Mr. Georg Dobson ließ auf sich warten und gab dem Besucher reichlich Zeit, den Lurus seiner Umgebung zu bewundern, der nun doch wieder etwas beklemmend auf ihn wirkte. Aber als er dann endlich erschien, hatte

boten worden ist. Die Wale leben hauptsächlich von kleinen freilebenden, die zur Familie der Afteln gehören und ihrerseits wieder Feinde der Fischbrut sind. Aus diesem Grunde konnte ihre Lebensgrundlage durch Vernichtung der Wale aus einer ersten Schwächung der Seefischerei führen. Gänzlich klar gestellt ist, wie die Wogenschiff „Science“ bemerkt, dieser Zusammenhang allerdings noch nicht.



Könige als Gartenliebhaber. Schon in seiner Kindheit machte sich die Liebe König Eduards von England für die Natur bemerkbar. Stundenlang konnte er bei einem Garten- besuch sitzen und mit Bewunderung aufschauen, wie die ersten Schößlinge von Pflanzen, die er selbst gesät hatte, aufkamen. Der König hielt im Lauf, die vier thätigsten Landschaftsgärtner zu sein, und die künstlich angeordneten Gruppen von blühenden Sträuchern und immergrünen Pflanzen, welche die eine Seite der Halle zu umranden pflegten, fand das Resultat seines Geschmacks und seiner Einnahme. Ebenso hat der König von Italien großes Gefallen an der Gartenarbeit. Der König Viktor hat selbst am Frühjahrs viele Pflanzen aus dem Ausland kommen lassen, um sie häufig die Morgen- und Abendstunden, um sie zu begießen. Er ist höchst beglückt, wenn die Königin ihm auf den Tisch seines Arbeitszimmers Blumen stellt,

Die er selbst gezogen hat. Der König von Belgien hat eine Interzesse an der Verbesserung von Stachel- und Knollengewächsen und hat häufig Preise auf Ausstellungen bekommen. Die Königin Wilhelmina von Holland nimmt sich der Kultur von Stiefmütterchen und macht das Geworwachsen besonders von Stiefmütterchen Arten zu einem ersten Studium. Man erzählt, daß, als sie sich mit dem Spring-Gemahl verlobte, sie ihm als Geschenk ihrer Bezeichnung ein selbstgezeichnetes, ganz außerordentliches Stiefmütterchen schenkte. Man sagt, daß sich unser Kaiser besaß für die Entdeckung der Gemäldearten interessiere. Der König von Preußen ist wohl der begeisterte Blumenliebhaber unter den künftigen Persönlichkeiten. Er hat sehr viele gärtnerische Verbesserungen gemacht, und er ist sehr tüchtig Lande von Mark zur Verbesserung kleiner Bäume in dieser Hinsicht aus. Man kennt seine Schwärze für den Gartenbau, und so wollte man ihn tüchtig in der ganz außerordentlichen Unternehmungen verbinden. Man folgte ihm vor, einer Gesellschaft beizutreten, welche daran gehen wollte, einen großen Teil Preußen in einen Blumen- und Gemüsegarten zu verwandeln, um die ganze Welt mit Blumen, Obst und Gemüse versorgen zu können. Selbstverständlich hat auch der König von Preußen nicht so weit, um besagt auszuweisen zu lassen.

Funer.

Vernichtende Kritik. „Ich blicke natürlich nicht, um Geld zu verdienen“, sagte der Junge, nach der letzten Mode gefaltete Zigarette, „sondern lediglich, um die Zeit zu töten.“ „Nun“, antwortete ruhig der Gelehrte, „als es über das Manuscript zurückkehrte, „ich bin sehr überzeugt, wenn die Zeit nicht unendlich wäre, so würden Sie einen großen Erfolg mit Ihren Gedichten erzielen.“

daß der Hund aus dem Gärlaie aufsteht und böse
 thut. „Nun, Caro!“ rief ihm sein Herr zu. „Das
 können nicht uns beiden doch nichts mehr. Und
 ihm Weizen steht die Kraft. „Laß nur, wir
 schleppen's schon noch bis zum Ende.“

Eine Stimme war wieder ruhiger geworden und hatte einen schwermüthigen Klang angenommen. Und dann verfiel er in ein dumpfes Vorwühlflarren. Auch der Hund legte schon wieder . . .

Manch empfand über so viel menschliches Elend ein aufreizendes Bedauern und bestloß, kumpelhaft eine kleine Freud zu machen.

Er entnahm seiner Wäsche einen Zaler und sagte:
„Hier, Guter Hölzer, heßt das zu den elf Mar' und
wenig, Ihr hättet's für Eure Lumpen mehr geirget.“
Einen Augenblick blinzelte der Alte das glänzende
Silberstück begierig an; dann wandte er sich ab
und sah in das sonnenflimmernde Feld hinaus. „Mir
hab''s Euch nicht erzählt von meinem Gend, um mir
damit ein Almosen zu erbetteln. Ich nehm' halt
nichts geirget.“

„Nehmt's nur!
Keinen Kiennia!"

„Ihr seid ein sonderbarer Ranz, Vater Solien.“
Staufen sagte es fast, als ob er sich verkehrt fühlte,
und drängte dann noch einmal

Aber Lumbenfarl schüttelte nur den Kopf und sah starr in das Geld hinaus.



Die Ausrottung der Wale schreitet im nördlichen Atlantischen Ozean unaufhaltsam vorwärts. Nach neuen Berechnungen der Walflüchter in Newfoundland sind im Jahre 1904 im ganzen 1270 Wale gefangen worden gegen 869 im Jahre 1903. Viele Zerstörer scheitern bei der Bejagung, daß die Wale abzunehmen, gauderzulaufen, aber 1904 waren 11 Kämpfer beim Walfang tätig, 1903 nur 4 Kämpfer, so daß im ersten Jahre wohl auf jeden Kämpfer 116, im zweiten 215 Wale entfielen. Es ist auch gar nicht anders zu erwarten, als daß die Wale schnell abnehmen und baldzeitig sogar aussterben müssen. Ihre Fortpflanzung ist nicht stark genug, um einen entsprechenden Nachwuchs an Stelle der forcierte Jagd geleisteten Wale zu schaffen zu können. Es könnten allerdings auch andere Gründe im Spiele sein, indem sich die Wale aus den Gewässern, wo sie am meisten verfolgt werden, zurückgezogen haben. Immerhin ist ein Gang von fast 1300 Walen in einem beschränkten Meeresgebiet im Newfoundland eine ganz ungewöhnliche Messung, die bei weiterer gleichartiger Fortsetzung zur raschen Vernichtung dieser großen Meereslebewesen führen muß. Die Flüchter selbst geben begreiflicherweise nichts an, daß der Grad ihres Betriebes irgend einen Einfluß auf die Verminderung der von ihnen gejagten Tiere ausübt. Es wird einfach behauptet, daß die Wale, Seehunde und Fische ihre Schutzmittel zu finden wissen, wo sie sich vor der Ausrottung schützen. Außerdem hat die Verminderung der Wale nachweislich eine Wirkung auch auf die übrige Tierwelt, und in Norwegen haben die Flüchter es durchgesetzt, daß der Walfang in norwischen Meereszeiten überhört werde.

A blank sheet of music paper featuring five horizontal staves. The staves are evenly spaced and run across the width of the page. There is no musical notation or other markings on the paper.

1998
